**Deiche und Schafe- Bericht an eine Akademie**

***von Gabi Hift***

Ich war drei Monate lang Stipendiatin in Wewelsfleth, von Februar bis April 2011. Danach sollte ich für die Akademie der Künste einen Bericht über meinen Aufenthalt schreiben. „Bericht an eine Akademie“, da denkt man natürlich sofort an Kafka, an den Affen, der einiges über seine erfolgreiche Menschwerdung zu sagen hat, aber ich wusste nicht, wie ich es angehen sollte. Eine Weile belastete es mich, dass ich immer noch nichts geschrieben hatte, schließlich hatte ich drei Monate lang Geld bekommen und war in dem schönen Haus einquartiert worden, das einmal GünterGrass gehört hat, ich bin durchaus wohlerzogen und daran gewöhnt, mich nach einer Einladung zu bedanken, aber irgendwann vergaß ich den Bericht völlig - bis er mir gestern wieder einfiel. Da besuchte ich eine Veranstaltung über Filmdramaturgie in der Akademie der Künste. Natürlich erinnerte ich mich dabei an das Stipendium, das sie mir gegeben hatten und dachte ein bisschen darüber nach, wie merkwürdig es ist, dass sich gar nichts geändert hat und ich in diesem Gebäude immer noch eine anonyme Besucherin bin, genau wie in der Zeit bevor sie mich für Wewelsfleth ausgesucht haben. Bei der gestrigen Diskussion drehte es sich darum, wie die Erzählung in einem Film aufzubauen sei, ob es darum ginge, alte, womöglich ewiggültige Formen aufzuspüren, oder ob man nach Neuem suchen müsse. Alle stritten sich und kamen dabei über oberflächliches Gezeter nicht hinaus. Das lag daran, dass der Hauptredner, der Mann, dessen Buch der Anlass für die ganze Veranstaltung war, sich von Anfang an geradezu hysterisch besserwisserisch gebärdete. Er vertrat die Theorie, die alten Formen seien teuflische Machenschaften der Amerikaner, die damit nur ihre Hegemonie zementieren und den ganzen Planeten verblöden wollten. Eigentlich hätten die meisten auf dem Podium dieser These wahrscheinlich gerne zugestimmt, sie sahen alle eher links aus, waren bis auf einen nicht mehr jung ( und lauter Männer, wie meistens bei solchen Veranstaltungen) und wohl mehr oder weniger bereit, Amerika an allem die Schuld zu geben, aber der Typ, der diese Theorie präsentierte, benahm sich, wie gesagt, unmöglich, so dass sie ihm einfach widersprechen mussten und halbherzig die Berechtigung der alten Formen verteidigten, bis einer vorschlug, man könne sich doch darauf einigen, dass ein Film vielleicht nicht unbedingt eine Erzählung benötige, dass darin aber doch irgendetwas geschehen müsse und am Ende müsse es anders sein als am Anfang. In dem Augenblick wurde mir klar, warum ich mit meinem Bericht nicht weiter gekommen war. Was war am Ende meiner drei Monate in Wewelsfleth anders gewesen als am Anfang? Ich hatte erzählen wollen, wie es mir ergangen war, aber dafür hätte ich eine Art von Entwicklung gebraucht, irgendein noch so kleines Abenteuer. Wahrscheinlich erwartet man mehr oder weniger von den Stipendiaten, dass der Aufenthalt an einem so entlegenen Ort wie Wewelsfleth sie verändert. Entweder sollen Einsamkeit und Reizarmut sie in einen Rausch von Konzentration versetzen, sie auf ihr Inneres zurückwerfen, in dem das Werk nur darauf wartet endlich ungehindert von Ablenkungen aus den Tiefen gehoben zu werden, oder aber sie sollen durch eine neue, ungewohnte Umgebung einen veränderten Blick bekommen, Neues berichten und sehen („Sensation: Unerhörtes, nie Gesehenes aus Wewelsfleth!“) und schließlich diesen erfrischten Blick auch auf bisher trügerisch als bekannt Angenommenes richten, und auch dort das Neue sehen und beschreiben. Ich hatte ja selber den Wunsch, dass der Aufenthalt solche Wirkungen bei mir hervorbringen möge.

Natürlich freute ich mich, als ich den Anruf bekam, dass ich für das Stipendium ausgewählt worden war. Ich hatte völlig vergessen, dass ich diesen Antrag gestellt hatte, hauptsächlich, weil ich insgesamt neun Ansuchen abgeschickt hatte, die meisten drehten sich um Stipendien, die ein ganzes Jahr laufen sollten oder aber um die Aufführung eines Theaterstückes, das ich geschrieben hatte. Nur bei zweien ging es um Aufenthaltsstipendien von wenigen Monaten und diese hatte ich vergessen. Überhaupt dachte ich nicht ernsthaft an die Folgen meiner Ansuchen, ich hatte sie alle innerhalb weniger Tage in einem wahren Furor verfasst, nachdem die Theatergruppe, die ich gemeinsam mit meinem Exfreund leitete, und die schön langsam begonnen hatte Erfolg zu haben, in sich zusammengebrochen war, weil der Kerl sich aus dem Staub gemacht hatte und das Glück mit seiner neuen Freundin (einer Schauspielerin, die ich selbst für unsere letzte Produktion ausgesucht hatte) nicht durch eine weitere Zusammenarbeit mit mir gefährden wollte. Statt ihn oder mich zu erschießen, schrieb ich all diese Ansuchen. Ich wollte die Bestätigung, dass man mich unter Hunderten auswählen würde, mich und das, was ich zu sagen hatte, auch wenn ich es jetzt nicht mehr durch die Theatertruppe tun würde, die ich als meine Zukunft gesehen hatte (einen Plan B hatte ich nicht, ich gehöre noch zu einer Generation, die es als spießig verachtet, sich nicht mit Leib und Seele einem einzigen Ziel zu verschreiben und wenn nötig damit unterzugehen. Put all your eggs in one basket, sagte man damals). Beim Abfassen der Ansuchen hatte ich nicht an das Geld gedacht, nur an die Wiederherstellung meiner Ehre, aber nun, einige Monate später, war es offensichtlich, dass meine Ersparnisse bald zu Ende gehen würden. Seitdem ich die Texte für meine neun Stipendienansuchen verfasst hatte, saß ich Tag für Tag vor dem Computer ohne etwas Vernünftiges zu Stande zu bringen und träumte vom Theater. Deshalb sagte ich dem Herren am Telefon auch sofort, dass ich zum allerersten der drei Termine kommen wolle, im Februar. Er versuchte es mir auszureden, zu dieser Zeit sei es da oben in Schleswig Holstein ziemlich unwirtlich, aber das interessierte mich nicht, weil mir das Geld auszugehen drohte und ich froh war, wenn ich mir bis auf Weiteres nichts überlegen musste. Der Mann war mir sofort sympathisch, er war nicht nur der Überbringer der frohen Botschaft sondern er lobte auch meine Texte und erwähnte Details, die bewiesen, dass er sie tatsächlich gelesen hatte. Das gefiel mir. Er vertraute mir an, dass ihn mein Wunsch zum ersten Termin zu kommen in Schwierigkeiten brächte, es gäbe immer drei Stipendiaten zur selben Zeit (ich erschrak sofort darüber, dass es so wenig waren. Ich hatte einmal vor vielen Jahren zu dritt gewohnt, das war ein ewiges Gezerre gewesen. Und dann war ich als Einzelkind ja auch mit meinen Eltern zu dritt gewesen, zu dritt ist die Wohnform, die ich am besten kenne, und ich weiß wie schrecklich sie sein kann). Jedenfalls hatte er schon zwei der drei Stipendiaten für den ersten Termin, beides Frauen, er versuche aber immer gemischte Gruppen zusammenzustellen, sagte er, alles andere sei seiner Erfahrung nach nicht gut, besonders drei Frauen wären schwierig. „Ich verstehe“ sagte ich und lachte, während ich mich innerlich für dieses Lachen beschimpfte. Drei Frauen und schwierig? Dachte er etwa an bissige Stuten, terroristische Zicken und so weiter? Als Feministin hätte ich nachfragen und nicht komplizenhaft darüber lachen sollen. Aber während ich mit ihm telefonierte, begann ich die ersten Phantasien über meine Zeit in Wewelsfleth zu haben und dachte, dass eine Romanze unter echten E-Schriftstellern bestimmt nicht schlecht wäre. Meine Freundin T. hat ihren früheren Freund in einem Schriftstellerhaus kennengelernt, im Schloss Solitude. (Eigentlich sind wir keine richtigen Freundinnen mehr, seit sie viel berühmter ist als ich, was sie zur Neoliberalen gemacht hat und zu einer, die kaum noch zurückruft, aber die Geschichte mit ihrem Freund ist dennoch sehr romantisch.) Er ist ihr, als sie das Stipendium antrat, buchstäblich zu Füßen gefallen. Er war damals Dichter, oder ist es noch, er hat inzwischen bei einem Bachmannwettbewerb einen Preis bekommen, nachdem T. ihn verlassen hatte, so etwas finde ich beruhigend. Damals, im Schloss Solitude, war er auf irgendeiner Art von asketischem Trip. Vor ihrer ersten Begegnung hatte er kaum etwas gegessen, war auf nüchternen Magen stundenlang gelaufen, und der Anblick von T. hat ihn so erschüttert, dass es ihm dann mehr oder weniger den Rest gegeben hat und er direkt im Frühstücksraum zu ihren Füßen in Ohnmacht gefallen ist. Danach wurden sie ein Paar. Deshalb fand ich den Plan, die Geschlechter zu mischen, doch interessant, und lachte voller Pseudoeinverständnis über die Schwierigkeiten, die bereits drei Frauen machen, wenn sie auf einem Haufen sind.

Nach wenigen Tagen erhielt ich die Meldung, dass es mit dem Februartermin in Ordnung ginge, der nette Herr hatte durch wilde Verschiebungen nun doch auch einen Mann für diesen Zeitraum aufgetrieben. Ich googelte sofort die beiden Kollegen, sie, O. (da ich nur Gutes über sie zu sagen habe, kann ich ja ruhig ihren Namen nennen: Odile Kennel) und C. Zu meinem Schrecken schienen beide hauptsächlich Gedichte geschrieben zu haben. Dichter sind mir irgendwie unheimlich, je nach Tagesverfassung halte ich sie für mir grundsätzlich überlegene Existenzen oder aber für Hochstapler, die behaupten ständig in intimem Kontakt mit dem Wesen der Dinge zu stehen während ich nur an der Oberfläche dahinpaddle. In meiner Familie gilt es als ausgemacht, dass man Gedichte nur bis in die (heutzutage allerdings langgezogene) Adoleszenz hinein liest und dass man es nicht zugeben sollte, wenn man selbst welche geschrieben hat (sowieso gilt Adornos Diktum, nach dem Holocaust dürfe man keine Gedichte mehr schreiben. Der Onkel meines Großvaters hat allerdings genau das getan, er hat einen dünnen Band mit Gedichten herausgegeben, von denen einige oder alle, ich weiß das nur vom Hörensagen, von seinen Erfahrungen in Auschwitz gehandelt haben sollen. Ich erinnere mich, dass man mir, als ich ein Kind war, erzählt hat, dass die Familie sämtliche Exemplare aufgekauft und vernichtet hat, aber als ich diese Geschichte neulich meinem Vater als Beweis bringen wollte, wie verrückt und brutal das Schweigegebot in jüdischen Familie sein könne, das zentrale Thema meines Romans, behauptete er, ich hätte die Geschichte von A bis Z erfunden, der Großonkel Ludwig habe zwar irgendetwas geschrieben, aber niemand habe es aufgekauft und dass es kein einziges Exemplar davon gebe, sei Zufall. )

Ich selbst habe im Leben nur drei Gedichte geschrieben. Das eine war ein Haiku und als solches, wenn auch nicht sehr originell, so doch -durch die richtige Silbenanzahl- wenigstens ehrenwert:

Das Schwimmbad Pankow

Calippo Erdbeer im Gras

Oh! Das Geräusch des Wassers!

Das zweite schreib ich in einem Zustand verzweifelten Liebeskummers. Es beginnt mit der Zeile:

Wirst du tot sein in meinem Herz?

und endet mit

dann ist deine Hand keine Hand mehr

und dein Mund kein Mund

und dein Gesicht ein Fotogesicht

in schwarz weiß

Ich habe keine Ahnung von Gedichten, aber ich selbst musste jedes Mal weinen, wenn ich es wieder las, und eine Freundin, die auch gerade verlassen worden war, weinte ebenfalls, als ich es ihr vortrug. Also schickte ich es an eine der Adressen aus dem Verteiler, aus dem ich auch die Anschriften für meine Stipendienansuchen habe. Nach wenigen Wochen erhielt ich die Nachricht, dass mein Gedicht in ein Buch mit dem Titel „Anthologie des neuen europäischen Gedichtes“ aufgenommen werden sollte, die genaueren Konditionen würden mir gesondert in einem Schreiben der Geschäftsstelle mitgeteilt werden. Ich war beeindruckt und sah mein Dichten mit anderen Augen. Ein paar Tage später erhielt ich die Mitteilung, dass mein Honorar 100 Euro betragen würde, anzurechnen auf den Preis von 299.- für die Luxusausgabe der Anthologie in Leder oder auch auf die einfache Ausgabe für 69.- falls ich davon mehr als drei bestellen wolle, beides könne ich mit dem beiliegenden Formular tun.

Das dritte Gedicht war eine Ode an die Schauspielerin Drew Barrymore mit dem Titel „Zuversicht, süße Zuversicht“. Ich kann mich nicht mehr erinnern, in welchem Film sie mich derart hingerissen hat, aber sie tat es. Es muss damit zusammenhängen, dass ich sie schon im Kino gesehen habe, als sie noch ein Kinderstar war, denn bei Kirsten Dunst geht es mir genauso: ich sitze im Kinosessel und bekomme Herzklopfen vor Zuneigung. Drew Barrymore war das kleine Mädchen in E.T. und Kirsten Dunst der bezaubernde Kindervampir in „Interview with a Vampire“ , zu dem Tom Cruise sagt: „Du wirst niemals Brüste bekommen“, weil sie als Vampir nie älter werden würde als sie war, niemals in die Pubertät kommen würde, und man konnte sehen, dass die unmittelbar bevorstand, so dass einem die Haare zu Berge standen, das muss ein grauenhafter Moment sein um das Leben einzufrieren, direkt vor den einzigen paar Jahren, in denen wirklich etwas passiert. Aber Kirsten Dunst bekam doch Brüste, sogar sehr hübsche, wie man gerade erst in Lars von Triers „Melancholia“ sehen konnte. Irgendetwas fasziniert mich also an diesen Schauspielerinnen, die ich zuerst als Kinder auf der Leinwand gesehen habe und dann als Erwachsene. Ein Zen Meister hat mir einmal, als ich bei meinen Meditationsübungen von Anwandlungen wilder Wut gestört wurde, die Anweisung gegeben, dass ich mir Menschen, die ich nicht leiden könne, als kleines Kind vorstellen solle, dann könne man sie sofort lieben (und Liebe in ihrer agapischen Form stört, im Gegensatz zu Wut, die Zen Praxis nicht). Bei Drew Barrymore und Kirsten Dunst leistet mein Hirn also diese Liebesübung ganz automatisch. Ich nehme an, dass es Müttern mit ihren Kindern so geht: sie sehen für immer das Kindergesicht hinter dem aktuellen Gesicht und sind deshalb der Liebe zu ihren Kindern wehrlos ausgeliefert, egal zu was für hässlichen und bösartigen Wesen sie auch heranwachsen. Und wenn man Filmschauspieler in einer beeindruckenden Kinderrolle gesehen hat, vergisst man es nicht, sondern sieht ihr Kindergesicht jedes Mal durch das erwachsene hindurch scheinen. Man vergisst den Ausdruck von Neugier nicht, mit dem sie einmal auf eine völlig fremde und ihnen noch unbegreifliche Welt geschaut haben, Neugier und- eben - Zuversicht. So, wie Drew Barrymore E.T. angesehen hat und zuversichtlich war, das dieses Wesen ihr Freund werden könnte. So, wie die kleine Kirsten Dunst, mit ihren weiß gepuderten Locken und ihrer Krinoline, mit Babyleichen, die sie gerade ausgesaugt hatte, gespielt hat wie mit Puppen, voll Zuversicht, dass sie die Liebe kennen lernen würde, während man als Zuschauer wusste, dass das für die Figur niemals der Fall sein könnte, und das brach einem das Herz, aber wunderbarer, herrlicher Weise, war dieser Ausdruck reiner Zuversicht eben doch begründet, denn obwohl die Figur für immer in dem Film eingefroren war, wurde die Schauspielerin älter, und mit derselben Stupsnase und denselben Grübchen in ihren immer noch runden Wangen küsste sie wenige Jahre später den verkehrt herunterhängenden Spider man, und man konnte sehen wie über alle Maßen berechtigt ihre Zuversicht gewesen war. Allerdings funktioniert diese Art von Liebe zum Kindergesicht im erwachsenen Gesicht nur dann, wenn man das Kind in einem Alter sieht, in dem man selber schon begonnen hat, sich nach der eigenen verlorenen Kindheit und der eigenen naiven Zuversicht zurückzusehnen. Bei meinem ersten Freund, mit dem ich schon zusammen gewesen war, als wir neun Jahr alt waren, wir hatten runde Kindergesichter und wussten nicht, was wir außer Händehalten miteinander anfangen sollten, fand ich es großartig, als seine Züge härter wurden und sein Kinn eckiger. Ich dachte niemals an sein Kindergesicht zurück, schon gar nicht mit Rührung, weil ich selbst noch nichts verloren hatte, oder aber es nicht bemerkt hatte. Heute aber, wo es mit meiner Kinderzuversicht nicht mehr weit her ist, geschieht etwas mit mir, wenn ich Drew oder Kirsten im Kino sehe, etwas, das mich sogar zu einem Gedicht hinreißen kann.

Diese drei Mal, die ich gedichtet habe, war es genauso, wie man es sich im dümmsten Klischeeszenario vorstellt: ich habe hektisch nach Stift und Papier gesucht und das Gedicht praktisch auf das Papier erbrochen, in einem Schwall, ein Vorgang, der mich ungeheuer erleichterte, aber sofort danach fühlte es sich auch ein bisschen peinlich an. Es ist mir also nur dreimal passiert, einmal in einem Moment großen Kummers, einmal durch Hingerissen sein und einmal- beim Haiku- durch das plötzliche Eintreten einer unspektakulären aber vollständigen Aufmerksamkeit. Dichter erleben diese Zustände in meiner Vorstellung nahezu täglich. Sie sind also entweder Wesen, die viel tiefer und intensiver empfinden als ich (und das auch noch viel öfter) oder sie sind nicht ganz zurechnungsfähige Exaltierte. In jedem Fall bin ich misstrauisch, in jedem Fall kommt Verachtung ins Spiel, entweder in die eine oder in die andere Richtung. Wie würde ich drei Monate neben so viel Kummer, Hingerissen sein und Aufmerksamkeit bestehen?

Auf jeden Fall brauchte ich eine Fluchtmöglichkeit. Ich fragte den Bruder meines Exfreundes, ob er mir ein billiges Auto besorgen könne. Er kennt ziemlich dubiose Gestalten, die mir einmal einen völlig maroden Wagen durch den TÜV gebracht haben. Damals stand im Hof der Werkstatt, wo ich ihn hinbringen musste, weit draußen in Tegel, eine goldene Cadillacstretchlimousine, die gerade den letzten Schliff erhielt. Der Chef der Werkstatt fuhr mich nach Hause, weil ich das Auto dalassen musste, ein Südländer, mit ziemlich dickem Bauch, aber das mag ich, Hauptsache nicht zu mager, mit Leptosomen kann ich nichts anfangen, für mich müssen es Pykniker oder Athleten sein. Mit der Routine der Südländer bemerkte er die prinzipielle Zustimmung meines Körpers zu dem seinen (die natürlich diametral entgegengesetzt zur Meinung meines Hirns war). Im Auto zog er grinsend seinen Ehering vom Finger, steckte ihn in die Hosentasche, nicht verstohlen sondern als international verständliche Performance, dann legte er seine rechte Hand auf meinen Oberschenkel (Womit ,zum Teufel, wollte er schalten, wenn wir zur nächsten Ampel kamen? Wir waren mitten im Berufsverkehr!), und bot mir an, dass er mir durchaus auch ein anderes Auto bringen könne, es müsse nicht mein alter Golf sein. Ich sagte, ich hätte schon einen Freund, den Bruder des Bekannten, der mich zu ihm geschickt hätte, aber er grinste weiter. Ein Mann, der seine Frau zur Autoreparatur allein nach Tegel fahren lasse, statt das selbst zu erledigen, sei überhaupt keiner, erklärte er mir, ich solle mir das mit dem Auto überlegen, eine kleine Wohnung sei ja vielleicht auch noch drin, das könne man dann sehen. Na ja, das ist Jahre her. Das Auto für Wewelsfleth brachte mir der Bruder persönlich vorbei, zusammen mit Grüßen von meinem Expartner, der sich freue, dass alles so gut geklappt habe (ich fluchte innerlich). Das Auto, ein Mazda 323 aus dem Jahr 91 hatte eine scheußliche mintgrüne Farbe, mintgrün metallisé. Aber jedenfalls fuhr es und ich würde nicht in Wewelsfleth gefangen sein, denn von dort kommt man sonst nur mit dem Schulbus weg, also nur bis 14.00.

In den verbleibenden Tagen zog ich Erkundigungen ein: Wewelsfleth, 1600 Einwohner, waschechtes Bauerndorf. Schwarzweiß gefleckte Kühe. Freiwillige Feuerwehr, Kirche aus dem 16. Jahrhundert, Fußballverein, Blasorchester, Elbmündung, Alkoholiker Heim, Störsperrwerk. Was werde ich dort machen, fragte ich mich. Etwa wirklich den ganzen Tag schreiben? Feuerwehr, Fußball und Blasorchester kamen nicht in Frage. Eventuell würde ich einen Theaterworkshop mit den Alkoholikern machen können. Aber war das genug? Angst vor trostlosen Zeiten machte sich in mir breit. Aber dann hatte ich plötzlich eine Art Erleuchtung: nicht auf die möglichen Zerstreuungen kam es an, sondern auf die Sache selbst. Auf den Kern. Das Wesentliche war, dass ich einerseits in einem Bauerndorf sein würde und andererseits fast am Meer. Darum ging es. Das war die Bedeutung - so offensichtlich, dass ich sie übersehen hatte: ich wurde zurückgeschickt in die Sommer meiner Kindheit. Der Roman, an dem ich schreibe, hat viel mit meiner Jugend zu tun, und dies hier bedeutete nun: „Jugend, schön und gut. Aber vergiss nicht den schmutzigen und grandiosen Humus der Kindheit, der sich damals noch nicht in deinem Nabel zusammengekrümelt, noch nicht in deinen Eingeweiden rumort hat, sondern tatsächlich außen war, eine eigene Welt außerhalb und unabhängig von dir, die lockte und stank: das Dorf. Das Meer. Jauche und Salz.“ Meine ganze Kindheit über habe ich den Juli in Edlach verbracht, einem Dorf am Semmering, südlich von Wien, und den August zusammen mit meinen Eltern in Grado, einem Fischerdorf an der Adria. An beiden Orten witterte ich das wirkliche Leben, etwas, das aus irgendeinem Grund das restliche Jahr über nirgendwo zu existieren schien. Zwar war ich sowohl in Edlach als auch in Grado nur Zaungast bei diesem wirklichen Leben, aber ich konnte es sehen, und, wenigstens in Edlach, auch danach greifen. In Wien hätte ich gar nicht gewusst, wo danach suchen. Das Leben in Wien war irgendwie unwirklich, etwas stimmt nicht damit, aber ich hatte keine Ahnung, was das war und was ich hätte tun können um den Fehler zu finden. In Edlach war es einfach: die Bauern, insbesondere der Leobauer, bei dem meine Cousins und Cousinen einquartiert waren, lebten das richtige Leben und man musste versuchen, es nachzumachen. Ich wohnte mit meiner Großmutter im Fremdenzimmer eines Imkers, etwas abseits von der Wirklichkeit, deren Epizentrum der Hof des Leobauern war, aber ein schlechter Ort war es auch nicht, weil ich mehrmals täglich an den vielen brummenden Bienenstöcken vorbei musste und so Gelegenheit hatte, meine Kinderseele zu stählen. Um nicht so zu sein wie die Sommergäste, die Großkopferten aus der Stadt, durfte man keine Angst vor Schmutz haben. Das war für uns Kinder leicht und logisch. Das Klo war eine Plumpsklo, warmes Wasser gab es nicht, wer Angst hatte durch die Jauche zu stapfen, Angst, dass ein Tier einen anpinkelte, oder Angst hatte selbst zu stinken, der machte sich lächerlich. (So wie meine Eltern sich regelmäßig lächerlich machten, wenn sie einmal am Wochenende zu Besuch kamen und ich war froh, wenn sie wieder abfuhren). Das nächste, was man machen musste, war arbeiten. Die Arbeit in Edlach hatte nicht wie die der Menschen in Wien mit Geld zu tun, sondern sie bestand aus unmittelbar notwendigen Tätigkeiten. Wenn die Kuh nicht rechtzeitig gemolken wurde, brüllte sie vor Schmerz. Wenn man das Heu nicht vor dem Gewitter im Stadl hatte, faulte es. Und wenn man die Eier nicht schnell genug einsammelte, waren sie angebrütet und man wurde beim Frühstück mit bleichen Hühnerembryos bestraft, die einen gespensterzart mit blinden Augen aus dem Gelb heraus anstarrten. Gut war es zu lernen, wie man die Arbeit macht, und dann zuzugreifen, wenn es nötig war. Natürlich mussten wir Kinder das nicht tun, wir waren Sommergäste, für die der Bauer Geld bekam. Tatsächlich gab es auch solche Stadtkinder gab, die „nur spielen“ wollten. Die indolent Federbälle warfen, während wir auf dem Feld arbeiteten, und die die gequälten Kühe streichelten statt sie zu melken. Diese Kinder verachteten wir zutiefst. Und unser ganzer Stolz war, dass jeder sehen konnte, dass wir nicht waren wie die. Spiel gab es für uns trotzdem. Darauf wetten, wie weit ein Huhn ohne Kopf rennen kann, dem das Blut rhythmisch aus dem Halsstumpf spritzt, war zum Beispiel ein Spiel. Wir machten unsere Markierungen mit Kreide auf den Boden, bevor die Bäuerin dem Huhn den Hals abschnitt und es dann uns zum Vergnügen laufen ließ, und der, dessen Kreidestrich der Stelle am nächsten war, an der das Huhn zusammenbrach, bekam alle Einsätze. Spiel war es auch, wenn der Knecht Wuk zu einem sagte: „Lauf!“, und dann ein Schwein losließ, und das Schwein hinter einem her raste, und man dreimal um den ganzen Hof lief, praktisch in Todesangst, das Schwein immer knapp auf den Fersen, bis einen der Wuk im allerletzten Moment am Schlafittchen packte und neben sich in den Torbogen zog, während das Schwein einfach geradeaus weiterrannte, im Schweinsgalopp, und erst nach einer Weile langsamer wurde und stehen blieb und dann überhaupt keine Anstalten mehr machte, jemanden zu verfolgen oder anzugreifen. Das war Spiel! Und das nächst Mal, wenn der Wuk zu einem frisch aus der Stadt gekommenen Kind sagte: „Lauf!“, und das Schwein sich hinter dem Kind in Trab setzte, dann stand man schon neben dem Wuk und konnte mit ihm zusammen lachen.

Über diesen Wuk habe ich einmal eine Geschichte geschrieben, ich nannte sie „Der Willsch“ um es nicht ganz so offensichtlich zu machen. Und diese Geschichte spielt die Hauptrolle in dem Szenario, dass ich mir für meinen Einstand in Wewelsfleth ausdachte. Ich hatte für diese Geschichte nämlich einen Literaturpreis gewonnen und ich hatte mir damals sehr gewünscht, die Edlacher möchten davon erfahren, und mich voll Stolz als Ehrenmitglied in ihre Gemeinschaft aufnehmen, bei der ich als Kind nur Zaungast habe sein dürfen. Ein vergeblicher Wunsch, natürlich, denn wie hätten sie von der Geschichte erfahren können? Ich erinnere mich zwar an Zeitungen, in die hinein die Kartoffeln geschält und die Würste gewickelt wurden, aber nicht, dass jemals jemand darin gelesen hätte. Höchstens, dass der Bauer seiner Frau einmal die Todesanzeigen vorgelesen hat, in aller Herrgottsfrüh, bevor wir Kinder in die Küche hinüber durften und sie dann beim Frühstück mit kaum verhohlenem Triumph darüber geredet hat, wer alles gestorben ist. Aber niemals gab es Bücher oder Zeitschriften, nicht einmal Heftchenromane gab es beim Kreisler zu kaufen. Eine Anerkennung meiner Geschichte durch die Edlacher war also unmöglich - und dafür erhoffte ich mir nun in Wewelsfleth eine Kompensation. Der nette Herr am Telefon hatte nämlich angekündigt, dass es im Döblinhaus eine Lesung der amtierenden Stipendiaten geben werde. Ich dachte mir, dass sie bestimmt gleich am Anfang unseres Aufenthalts stattfinden würde, um uns den Wewelsflethern vorzustellen: seht her - das sind die Neuen. Ich stellte mir die Bauern vor, wie sie in ihrem Sonntagsstaat steif und unbehaglich auf den Stühlen sitzen würden. Die Neugier, so dachte ich, würde sie alle zusammentreiben, aber nicht die Neugier auf das, was wir geschrieben hatten, sondern darauf, wie wir so wären, auf unser Aussehen, unsere Kleidung usw. Dass sie sich dafür auch sogenannte Literatur würden anhören müssen, wären sie gewohnt, aber ein Vergnügen würden sie sich davon nicht gerade erwarten. Ich rechnete damit, dass Odile und C. in ihren Texten Themen behandeln würden, mit denen die Wewelsflether nichts würden anfangen können. Womöglich würden die beiden ja sogar Gedichte vortragen. In meiner Phantasie zollten die Bauern ihnen jene höfliche Aufmerksamkeit, von der man meint, dass sie der Kunst gebührt, selbst wenn sie einen nichts angeht. Aber dann käme meine Geschichte an die Reihe, über Edlach und den Willsch, und es würde, so dachte ich mir, eine Art Ozonstoß durch den Raum gehen. Die Zuhörer würden das Gefühl haben, ich spräche direkt von ihnen! Und das mit einer intimen Kenntnis, die sie begeistern und verblüffen würde. In den darauffolgenden Tagen würde ich dann, so stellte ich mir vor, von dem einen oder anderen Bauern auf der Straße angesprochen werden, ein bisschen verlegen zuerst (denn der Willsch ist eine schweinische Geschichte, in der die Kinder vom Heuboden herunter den Knecht beim Masturbieren beobachten), aber dann würden sie, mutiger geworden, mich auf ihren Hof einladen und bei einem Glas Wein oder Schnaps damit herausrücken, dass sich zwar an der Oberfläche vieles verändert habe auf dem Land (natürlich, meine Kindheit ist lange her, in meinem letzten Edlacher Sommer hatte der Leobauer sich die erste Melkmaschine zur Ansicht bestellt und mit großem Misstrauen ausprobiert. Ich erinnere mich an das Erstaunen bei allen, dass die Kuh sich nicht wehrte, ja dass ihr das maschinelle Ausgesaugt Werden sogar zu gefallen schien) – aber, würde der Wewelsflether Bauer mir dann anvertrauen, bei allem was die neue Zeit gebracht habe, seien doch auch viele Geheimnisse immer noch dieselben wie die, die ich so farbig beschrieben hätte. So würde ich die Vertraute von dem einen oder anderen werden, und endlich in all die Abgründe eingeweiht, von denen ich als Kind nur düstere Ahnungen gehabt habe. Im Halbschlaf stellte ich mir nun diese Gespräche vor, in Bauernstuben oder im Kuhstall. In meinem Zimmer stand schon der halbgepackte Koffer. Ich überlegte, ob ich mir Gummistiefel kaufen sollte.

 Und dann auch noch das Meer. Oder doch fast, ich schaute es mir im Atlas an, die Elbmündung sah bei Wewelsfleth schon sehr breit aus, womöglich würde man das andere Ufer gar nicht mehr sehen können und die riesige Wasserfläche wäre für das Auge vom Meer schon nicht mehr zu unterscheiden. Vielleicht war ja auch das Wasser der Elbe an dieser Stelle schon salzig, ich nahm mir vor, es unbedingt zu kosten. „Ein Glas auf die Kuh und eins auf die See“ heißt es in einem song von Element of Crime. Eine Zeile, die ich immer schon geliebt habe, aber sie kam mir surreal vor, ich stellte mir dabei eine Kuh vor, die mit langen spinnenartigen Beinen durch den Sand stakst, wie die Elefanten und Tiger auf den Bildern von Dali. Aber nun entpuppte sich diese Songzeile als eine ganz reale Möglichkeit. Genau das würde ich tun können: vor mir die See, neben mir eine Kuh, und ich würde beiden hintereinander zuprosten. Die Kuh würde mich mit dem Meer verbinden.

Schon als Kind hatte ich in Edlach innerlich näher an das Meer herangekonnt, als in Grado, wo ich doch direkt in ihm schwimmen konnte. Aber dort war ich an der Hand meiner Eltern immer nur Touristin gewesen, hatte keine Berechtigung gehabt, das Meer als mein Eigentum zu sehen, oder mich als das seine. (Allerdings redete ich mir ein, dass ich das Kind von Gradenser Fischern sei. Meine Eltern, so dachte ich, hätten mich den armen Fischern abgekauft, und ich suchte in den verwitterten Gesichtern nach einem Hinweis. Jede dieser Netze flickenden Frauen konnte meine wirkliche Mutter sein, die mich mit brennenden Augen beobachtete, natürlich durfte sie sich nichts anmerken lassen, das war Teil des Vertrages gewesen, als sie mich verkauft hatte. Übrigens ist meinen Eltern viel später einmal tatsächlich ein Kind zum Kauf angeboten worden, das war vor ein paar Jahren in Ägypten. Dort spielte meine Mutter mit einem kleinen Mädchen. Als sie weitergehen wollte, kam eine Frau und bot ihr an, ihr das Kind für einen nicht allzu hohen Preis zu überlassen. Das Kind schien zu begreifen, worum es ging und begann, die Hand meiner Mutter und ihren Arm bis zum Ellenbogen zu küssen, weiter hinauf reichte es nicht. Die Ägypterin pries das Kind, und gab meiner Mutter in rudimentärem Englisch zu bedenken, dass sie zu alt sei um auf andere Art noch ein Kind zu bekommen, also warum nicht zugreifen? Als meine Mutter sich losmachte, weinte das Kind. Die Frau rief ihr immer niedrigere Summen hinterher und schließlich lief sie ihr nach und sagte resigniert, so, als sei es schon die ganze Zeit über die Taktik meiner Mutter gewesen, den Preis zu drücken, und sie, die Ägypterin, gäbe sich jetzt geschlagen: „Sie können sie umsonst mitnehmen. No pay. Gratis.“ Es war ein seltsames Gefühl, als meine Mutter diese Geschichte erzählte, denn ungefähr so hatte ich mir die Sache in Grado vorgestellt und ich suchte unwillkürlich in ihrer Stimme nach Hinweisen darauf, dass ihr so etwas nicht zum ersten Mal passiert sein könnte, und dass der Ausgang beim ersten Mal ein anderer gewesen sei). Insgeheim war ich also davon überzeugt, ein Kind von Fischern zu sein, eine Einheimische (wieso hätte ich sonst so schnell italienisch lernen können, dachte ich, alle waren beeindruckt , sagten, es sei fast unmöglich, aber ich dachte: weil es meine Muttersprache ist, ihr wollt nur nicht, dass ich das weiß!), Trotzdem konnten die meisten Bewohner von Grado, die mich zusammen mit meinen Touristeneltern zum Strand gehen sahen, nicht ahnen, dass das nicht meine richtigen Eltern waren. Das Meer gebührte mir nicht, ich war eine Usurpatorin.

Anders in Edlach, wo meine Eltern nur an den Wochenenden kamen und ich dazwischen genügend Zeit hatte, an meiner Anpassung zu arbeiten. Auch dort dachte ich viel an das Meer. Um die Buben, insbesondere meinen Cousin, zu beeindrucken, las ich alle Capitain Hornblower Romane. Und während ich am Schweinekoben vorbei mit den Gummistiefeln durch den Schlamm stapfte, hinaus auf die hintere Weide, war ich in der Phantasie auf der Kommandobrücke, das doppelte Schwanken meiner Füße im fast flüssigen Dreck und in den zu großen Stiefeln entsprach dem doppelten Schwanken des Schiffes und des Menschen auf der Brücke, der eine Hand von der Reling nehmen muss um das Fernrohr ans Auge zu heben (Ah, da ist ja schon das Dock von Birma.. Hoppla! Das ist ja nur ne schwarze Wolkenwand!)

Und nun würde ich endlich ein Glas auf die Kuh und eins auf die See trinken. Und zwar mit voller Berechtigung. Denn in Wewelsfleth würde ich keine Touristin sein. Im Gegenteil, ich würde verpflichtet sein zu bleiben, wenn ich das Geld von dem Stipendium haben wollte. Man hatte mir bereits einen Vertrag zur Unterschrift gesandt, in dem stand, dass ich nicht mehr als drei Tage unentschuldigt wegbleiben durfte. In Wewelsfleth zu logieren würde für die nächsten drei Monate sozusagen mein Beruf sein, mit dem ich mein Geld verdienen würde. Meine Anwesenheit würde nichts Verblasenes, verkehrt Romantisches an sich haben, wie bei den Urlaubern, sie würde notwendig und richtig sein.

*Manchmal träume ich, dass die Luft salzig riecht. Wenn ich aufwache würgt mich eine furchtbare Sehnsucht nach dem Meer. Ich weiß, dass das ganz normal ist, dass viele Menschen dieses Meergefühl haben. Aber woher kommt es? Man spricht nicht darüber, ähnlich wie über religiöse Gefühle. Auch nicht darüber, dass Urlaub am Meer die Sehnsucht nicht völlig befriedigt, denn man möchte hinaus aufs Meer- zu anderen Ufern. Aber nicht um anzukommen an den anderen Ufern sondern um draußen auf dem Meer zu sein, in der Gewissheit, dass in der Richtung, in die man segelt, unentdeckte Ufer sind. Und dann, sehr spät im Leben, kratzen die Menschen ihr Rentnergeld zusammen und buchen eine Kreuzfahrt. Einmal, ein einziges Mal weit hinaus aufs Meer! Und da sitzen sie dann, hoch oben auf so einem schwimmenden Hotel, eingefroren im Luxus, Untote am Ende aller Möglichkeiten, wie die kleine Kirsten Dunst als Vampir. Ich denke mir, dass die Sehnsucht sie noch die Gangway hinauf treibt, aber spätestens wenn sie von der haushohen Reling hinunterschauen, wissen sie, dass die Chance, wirklich auf hoher See zu sein, für immer dahin ist. Dann ist das Meer kein Meer mehr und das Schiff kein Schiff.*

 Ich hatte also die ganz spezielle und persönliche Bedeutung der Tatsache entschlüsselt, dass man mich nach Wewelsfleth sandte. Nicht, dass ich wirklich an solche Dinge wie Zeichen oder geheime Zusammenhänge glaube. Ich habe mir lediglich eine Art mittelschichtigen Aberglauben antrainiert, der inzwischen ganz gut funktioniert, weil ich mich für zu pragmatisch und vernünftig halte und finde, dass ein wenig Magie und ein paar raunende Unterströmungen meinem Denken gut täten, etwa so wie allzu knochige Frauen dazu neigen, sich Blümchenkleider mit kleinen Rüschen zu kaufen, nicht weil sie ihnen gefallen, sondern um sich bei jedem Blick in den Spiegel in Erinnerung zu rufen, dass sie mit der eigenen Eckigkeit nicht einverstanden sind. Etwas, was ich tue, mit einer über die Sache hinausreichenden Bedeutung zu verbinden, versetzt mich in milde Euphorie, auch wenn ich nicht hundertprozentig daran glaube. (Eine Taktik, die mir vermutlich auch beim Schreiben sehr nützlich sein könnte, aber gerade da erlaube ich sie mir nicht.)

**Februar**

 Auf der Fahrt nach Wewelsfleth verirrte ich mich. Das Durchqueren von Hamburg kostete mich zwei Stunden. Danach wurde es dunkel und an meinem mintgrünen Auto funktionierte alles außer der Innenbeleuchtung, so dass ich die Karte nicht mehr lesen konnte. Ich wusste, dass ich ganz in der Nähe von Wewelsfleth sein musste, aber ich konnte es nicht finden. Auf den Ortsschildern standen Namen wie Blom‘sche Wildnis und Engelbrecht’sche Wildnis, Orte zu denen, passend zum Namen, keine Gebäude zu gehören schienen, jedenfalls nichts mit erleuchteten Fenstern oder sonstigen Hinweisen auf Menschen. Ich hatte bereits bei einer Tankstelle angehalten und gefragt, aber der Weg, den mir die Frau beschrieben hatte, hatte mich im Kreis geführt und irgendwann landete ich wieder bei derselben Tankstelle, es schien die einzige in der Gegend zu sein, und traute mich nicht, noch einmal zu fragen. Ich rief die Haushälterin im Döblinhaus an, die auf den wunderbaren Namen Desiree hört, und fuhr mit dem Telefon am Ohr weiter. Aber immer, wenn sie auf Grund meiner Beschreibung zu wissen glaubte, wo ich sei, war ich dann doch ganz woanders. Schließlich stellte sich heraus, dass ich die Brücke, auf die ich immer wieder stieß, nicht überquert hatte, weil ich felsenfest davon überzeugt gewesen war, mich bereits nördlich der Stör zu befinden, was aber nicht stimmte. Als ich nach langem Herumirren endlich in Wewelsfleth ankam und anhielt, weil ich im schwachen Licht eines Hauseingangs eine Frau stehen sah, die ich fragen wollte, wie ich nun zum Döblinhaus käme, entpuppte sie sich als Odile. Ich stieg steif und erschöpft aus dem Auto und rutschte sofort aus, ich war seit Stunden ohne es zu merken nicht nur im Kreis sondern auch auf Glatteis gefahren.

Auch C. war schon eingetroffen. Ich hatte beide Mitbewohner schon in Berlin kennen gelernt. Odile hatte mir einen kurzen Besuch abgestattet. Dabei hatte ich erfahren, dass sie als Übersetzerin arbeitete, halbe Französin war (was in ihren beiden Romanen eine große Rolle spielte), lesbisch war (einen Moment lang dachte ich, dass dann ja auch sie für eine Romanze in Frage käme) und vor kurzem ihre Freundin geheiratet[[1]](#footnote-2) hatte (also nichts mit Romanze, als frisch Verheiratete war sie wohl nicht auf amouröse Abenteuer aus). Odile - der schwarze Schwan. (Ich überlegte, was sich Eltern denken, die ihre Kinder Odile oder Salome oder Lucrezia nennen). „Black swan“ hatte gerade den Oscar bekommen, aber es stellte sich heraus, dass Odile weder den Film kannte noch jemals in Schwanensee gewesen war. Vermutlich, dachte ich, waren ihr, die sie Gedichte schrieb und übersetzte, all diese Tschaikowskys und Aronofskys zu seicht. Aus Trotz erzählte ich ihr sofort, dass ich jahrelang für Fernsehserien geschrieben hatte, darunter auch noch für eine der dümmsten , „Gute Zeiten schlechte Zeiten“, die wir intern zärtlich Guzzi nannten, und ich fügte hinzu, dass ich durch die lange Zeit, die ich mit den Figuren der Serie verbracht hatte, diese alle lieben würde wie eine zweite Familie. Dabei beobachtete ich Odile genau, ob ihr eine noch so kleine verächtliche Reaktion anzumerken wäre, aber da war nichts, sie hatte den Test bestanden. Überhaupt gefiel sie mir, sie war klein und zart mit extrem kurz geschnittenen dunklen Haaren, eine „aparte Erscheinung“ hätte meine frankophile Großmutter sie anerkennend genannt. Und gerade weil sie so klein war, jagte mir O. sofort Respekt ein. Ich bin zwar selbst nur einen Meter fünfundsechzig groß, aber alle Autoritätspersonen in meiner Jugend waren kleiner als ich. Meine Mutter ist vier Zentimeter kleiner als ich, mein Vater ist noch kleiner als meine Mutter, und die Mutter meines Vaters, die hundertdrei Jahre alt wurde, war nur ein Meter 43 groß und hatte Schuhgröße 33 (sie litt furchtbar darunter, dass es in ihrer Größe in Wien nur Kinderschuhe zu kaufen gab) Die kleine Odile mit ihren winzigen Füßen hätte also gut in unsere Familie gepasst und am Anfang hatte ich in ihrer Gegenwart das Gefühl, sie verlange von mir, mein Zimmer ordentlicher aufzuräumen, nicht so laut zu sprechen, und vor allem disziplinierter zu arbeiten- obwohl sie viel jünger ist als ich und nie etwas dergleichen zu mir gesagt hat, es war nur ihre elegante Kleinheit, neben der ich mir anfänglich vorkam wie eine schlampiges, früh gealtertes Kind.

Unseren Dritten, C. hatten Odile und ich vor der Abreise auf einer Veranstaltung mit ehemaligen Stipendiaten getroffen. Auch sein Gesicht gefiel mir, er hatte eine leicht nach oben geschwungene Himmelfahrtsnase und sah verschmitzt aus, so als würde er oft Witze machen oder einen mit erfundenen Geschichten hereinlegen - ein Eindruck, der völlig in die Irre führte. Wir besprachen die Frage der Zimmeraufteilung. Was würden wir tun, wenn uns allen dasselbe Zimmer am besten gefiel? Von den ehemaligen Stipendiaten hörten wir, dass das Zimmer im Erdgeschoss, das unangenehmste sei, weil es direkt neben der Gemeinschaftsküche liegt. Odile und ich schlugen vor zu würfeln oder im Monatsrhythmus zu rotieren. Bald darauf erfuhren wir, dass C. gleich am Morgen nach diesem Gespräch die Haushälterin angerufen hatte, um sich das oberste Zimmer reservieren zu lassen. Ich war empört, Odile plädierte dafür, mit dem Ärger zu warten, bis wir seine Gründe erfahren hätten. (Mir schienen die Gründe klar, er wollte das beste Zimmer und ob es dabei gerecht zuging, war ihm ebenso egal, wie die Meinung, die wir von ihm haben würden. Eine andere Möglichkeit kam mir nicht in den Sinn, dass nämlich C. das obere Zimmer um so vieles notwendiger brauchen könnte als eine von uns beiden, dass es ihm tatsächlich gerecht vorkam, es sich zu nehmen. Er musste unbedingt hinauf in den Elfenbeinturm)

O. und C. waren also schon da, als ich am Abend des ersten Februar völlig überdreht von meinen Irrfahrten meine Koffer ins Haus schleppte. Aber die beiden wollten mich nur schnell begrüßen um dann sofort ins Bett zu gehen. Ihr Tag war ebenfalls anstrengend gewesen. Odile hatte C.‘s Zimmerreservierung einfach ignoriert und sich ins oberste Zimmer einquartiert (elegant und ohne sich aufzuregen), sich dann aber umentschieden und war freiwillig ins Erdgeschoss gezogen, weil es ihr besser gefiel vom Schreibtisch direkt in den Garten hinaus zu schauen. Mir hatten sie das mittlere zugedacht, das größte und schönste. „Hier“ hörte ich, wie Generationen von Stipendiaten vor mir, am nächsten Tag den uralten und fast tauben Hausmeister sagen, „hat GünterGrass den Butt geschrieben.“

Die beiden gingen ins Bett und es war still. Völlig still. Meine Erwartungen für diesen Abend- lange Gespräche über unsere zukünftige gemeinsame Zeit, das Trinken von ein oder zwei Flaschen guten Weins, vielleicht noch ein Besuch im Wirtshaus- waren komplett ins Leere gelaufen. Ich hatte eine kurze Ahnung, dass es genauso weitergehen würde, die ich aber sofort verdrängte. Ich versuchte, das Haus für mich allein zu entdecken und mir die Gemeinschaftsräume anzusehen, aber alles, die Treppen, die Böden, die Wände, war aus Holz und egal wie vorsichtig ich mich bewegte, immer erzeugte ich ein Knarren von geradezu obszöner Penetranz, das die ansonsten vollkommene Stille zerriss wie Böllerschüsse. Die wenigen Sätze, die wir gewechselt hatten, hatten davon gehandelt wie hellhörig das Haus war und wie sehr die beiden hofften, trotzdem nicht gestört zu werden. Es war klar, dass sie hier waren um Ruhe zu finden, während ich nach etwas ganz anderem suchte, keine Ahnung wonach, aber Ruhe war es jedenfalls nicht. Also gab ich meine Untersuchungen für diese Nacht auf. Ich beschloss, ins Wirtshaus zu gehen, ich musste unbedingt noch unter Menschen, auch wenn sie mich als Frau alleine wahrscheinlich scheel ansehen würden. Ich kleidete mich sorgfältig für mein Debut in der Wewelsflether Öffentlichkeit an: ländlich-dezent aber doch ansprechend. Aber dann stellte sich heraus, dass die Haustür versperrt war, sie ließ sich auch von innen nicht öffnen und ich hatte noch keinen Hausschlüssel bekommen. Weder im Zimmer von Odile noch in dem von C. brannte noch Licht. Wenn ich unser Zusammenleben nicht damit beginnen wollte, dass ich einen von ihnen gleich in der ersten Nacht rüde aus dem Schlaf riss, konnte nicht mehr hinaus. Egal sagte ich mit, egal, macht doch nichts. Mein Zimmer war wunderbar, riesig wie ein bäuerlicher Tanzsaal, vor den vier Fenstern schwärzeste Nacht, in den spärlichen Lampen Energiesparbirnen von denen ein fahles, grünliches Licht ausging, ein großer alter Fernseher stand da, ohne Kopfhörerbuchse, so dass an Fernsehen, jedenfalls mit Ton, gar nicht zu denken war. Auspacken ging auch nicht, der Boden knarrte zu sehr, zum Schlafen war es zu früh. Schreib, dachte ich, dafür bist du doch da.

Am nächsten Morgen wurde ich durch einen Anruf geweckt. „Da können Sie das Auto nicht stehen lassen“ sagte ein Mann. Ich begriff nicht, wer das war und woher er mein Auto kannte, ich solle es jetzt gleich wegfahren, sagte er. Ich zog mich eilig an, lieh mir einen Schlüssel von Odile, denn die Türe war immer noch versperrt und sollte es, wie ich erfuhr auch am Tag bleiben. Draußen war es trüb und kalt, an der Straße lauter alte dunkle Holz- oder Backsteinhäuser, mein Auto stand auf einer freien Fläche schräg gegenüber dem Döblinhaus. Der Mann, der mich angerufen hatte, stand davor und wartete. „Woher wussten sie, wem das Auto gehört?“ fragte ich. „ Die Berliner Nummer, das kann nur einer von dort drüben sein.“ Unter der spiegelnden Eisfläche sah man auf dem Asphalt die Markierung für die schrägen Parkflächen, je drei in vier Parkbuchten. Auf diesen zwölf Plätzen standen insgesamt nur zwei Autos.

„Wieso darf ich hier nicht parken?“, fragte ich.

„Das ist hier nur für Einwohner“, sagte der Mann.

Irgendwelche Markierungen oder Schilder, die das beglaubigten, gab es nicht.

„Und wo soll ich mein Auto hinstellen?“, fragte ich.

Er deutet auf das andere Ende der Fläche. „Dort“, sagte er. Er ging in sein Haus zurück und ich sah, dass er durch die Scheibe beobachtete, wie ich mein Auto in den hintersten Winkel fuhr und dann von dort meine Habseligkeiten, den Computer, Drucker, usw über das Glatteis zum Döblinhaus schleppte. Ich musste mehrmals hin und hergehen und rutschte immer wieder aus. Vermutlich grinste er auf seinem Beobachtungsposten. Dann kaufte ich Brötchen und klopfte bei Odile. Ich erfuhr, dass sie schon seit Stunden bei der Arbeit saß, der Abgabetermin für die endgültige Fassung ihres Romans[[2]](#footnote-3) stand bevor, sie plante die nächsten drei Wochen fast pausenlos zu arbeiten. Fehler und Schwächen, die sie jetzt übersah, würden quasi in die Ewigkeit eingehen. Wir verabredeten ein ausnahmsweises gemeinsames Abendessen zum Einstand, mehr Ablenkung wollte sie sich bis auf Weiteres nicht erlauben. Sie war dabei, mir in Eile das nötigste zu erklären, als der Hausmeister kam, um mit mir eine Führung durch das Haus zu machen, ein freundlicher kleiner alter Mann, der sich mit trippelnden Schritten fortbewegte. Er war fast völlig taub und deshalb schrie er seine Erklärungen munter in die Stille hinein und ich war mir die ganze Zeit über bewusst, dass das, was gerade passierte, genau das Schreckensszenario möglicher Störung war, das sich Odile und C. am Vorabend ausgemalt hatten und dass ich daran Schuld war, denn hätte ich mich am Vortag nicht so blödsinnig verfahren, dann wäre ich am Nachmittag schon dagewesen, und der Hausmeister hätte die Führung nicht meinetwegen wiederholen müssen. Ich versuchte, sie so schnell wie möglich hinter mich zu bringen, trotzdem entging mir nicht, dass das Haus wunderschön war. Nachdem es im 17. Jahrhundert die Kirchvogtei gewesen war, war es im 18. Jahrhundert zum Kolonialwarenladen umgebaut worden. Von der Eingangstür kam man direkt in das ehemalige Verkaufslokal. An der einen Wand reichten die Schubfächer bis an die Decke, davor thronte eine mehrere Meter lange Verkaufstheke, aus einem einzigen riesigen Holzbalken gefertigt. Es war alles noch da: die Waage, das Fach fürs Kleingeld, die Messlatte, die Schuber und Laden, alles da und alles leer. Ich hatte gelesen, dass die Eltern von GünterGrass vor dem Krieg in Polen einen Kolonialwarenladen gehabt hatten. Ist es nicht komisch, dachte ich, dass er sich als erstes eigenes Haus genau so einen Laden gekauft hat? Ob seine Kinder hier verkaufen gespielt haben? Ich dachte an den Miniaturspielzeugladen, den ich selbst als Kind gehabt hatte, mit seinen winzigen Broten und Zuckertüten aus Pappmaschee. Gegen das hier war er natürlich mickrig gewesen, die Grasskinder mussten sich wie die Superzampanos gefühlt haben, wenn sie als Wiedergänger der toten Krämer aus dem 19. Jahrhundert Sachen über den Tresen schoben. Und er, GünterGrass? Der als Kind wahrscheinlich im Laden hatte mithelfen müssen? Was hat er gemacht, wenn seine Kinder das gespielt haben, was bei ihm früher das echte Leben gewesen ist und ihn vom Spiel abgehalten hat? Geschrieben natürlich. Saß oben an dem Tisch, der jetzt für drei Monate meiner sein würde, und schrieb den Butt.

Voller Stolz zeigte mir der Hausmeister, dass es in mehreren Zimmern noch Alkoven gab. „Ein Alkoven“ schrie er und riss eine Tapetentür auf. Ich hatte noch nie einen gesehen, ich kannte nur das Wort, wahrscheinlich aus Kreuzworträtseln. Ich hatte sie mir wie kleine Schlafzimmer vorgestellt, aber es waren Wandschränke, mit verschließbaren Türen und ohne irgendeine fensterartige Öffnung, die man über Nacht hätte offen lassen können. Da drinnen hatten also früher die Leute geschlafen, zu mehreren, um sich zu wärmen. Kurz müssen die Menschen gewesen sein, der Vogt oder die Krämerfamilie, mit meinen 1 Meter 65 passte ich bereits nicht mehr hinein, die noch kleinere Odile würde sich vielleicht gerade so hineinquetschen können, dachte ich, wenn sie sich ein wenig schräg hinlegte, aber schräg ging wohl damals nicht, bestimmt war man in Reih und Glied zwischen zwei Körper eingezwängt gewesen wie ein Hering in der Büchse. „Jetzt haben Sie mehr Platz“ schrie der Hausmeister und lachte. Wir hatten jeder ein riesiges Zimmer zum Arbeiten und ein extra Schlafzimmer. Komfortabel war es – und kalt. Die Heizung schien den zweistelligen Minusgraden nicht ganz gewachsen zu sein. Und in meinem Zimmer waren die Ritzen zwischen den imposanten Holzbalken so breit, dass man das Tageslicht durchscheinen sah. Die Heizkörper waren nur lauwarm, obwohl der Thermostat ganz aufgedreht war, der prächtige alte Kamin konnte schon lange nicht mehr benutzt werden. Der Hausmeister versprach, sich darum zu kümmern, dass es wärmer würde, obwohl er betonte, dass es ihm selbst überhaupt nicht kalt vorkäme, dabei wippte und trippelte er aber auf der Stelle, so dass der Boden knackte und zitterte, während ich auf dicken Socken hinter ihm herschlich. „Filzpantoffel“ hatte ich noch in der Nacht gleich hinter den Nicht-spar-glühbirnen auf meine Einkaufsliste geschrieben. Die restliche Besichtigung absolvierte ich im Schnelldurchlauf, die Speisekammer war mit wunderbaren Delfter Kacheln ausgekleidet, darauf Szenen aus der Bibel und solche mit Seeleuten, Schiffen und Meeresungeheuern, aber ich wollte hinaus, endlich die echten Schiffe sehen.

Ich lief los, in Richtung Elbe, die für die nächsten drei Monate mein Meer sein sollte. Ich wollte erkunden worauf ich mich so freute: das Dorf, die Bauern, die Kühe, alles. Bei Tageslicht war es ganz einfach sich zu orientieren, die Dorfstraße an der wir wohnten, war praktisch die einzige Straße, von ihr gingen schmale Wege und kleine gepflasterte Nebensträßchen ab. Wenn man aus dem Haus trat, ging es nach rechts zur Elbe, nach links in Landesinnere von Schleswig Holstein. Es gab keinen Dorfplatz, die Kirche stand merkwürdiger Weise nicht an der Straße sondern quasi in unserem Hinterhof. Unser Haus wurde von den beiden kleinen Supermärkten des Ortes flankiert, sie hatten sich von links und rechts dicht an den früheren, altehrwürdigen Kolonialwarenladen herangeschoben, nahmen ihn, der nun zur Kultur übergelaufen war, in die Mitte, als hofften sie, dass so etwas von seiner verflossenen großbürgerlichen Respektabilität auf sie abfärben würde. Der Supermarkt in Richtung Elbe war ein Edeka, die Besitzer hießen Pubanz, wie man auf einem großen Schild lesen konnte. Direkt gegenüber war das Tagesheim für die Alkoholiker, das wollte ich mir für später aufheben. Am nächsten Eck kam gleich das Wirtshaus, in das ich mich am Vorabend sosehr hineingewünscht hatte. Das passt ja, dachte ich, da hatten es die Alkoholiker nicht weit und auch ich würde nicht einmal einen Mantel anziehen müssen um schnell hinüberzulaufen (um unter Menschen zu sein und in der Wärme, wenn ich erst einmal einen Schlüssel hatte). Die Fenster des Wirtshauses waren erstaunlich schmutzig, die anderen Häuser sahen alle sehr gepflegt aus, schmuck, könnte man sagen, aber diese Fenster waren fast blind. Ich suchte an der Tür das Schild mit den Öffnungszeiten, vergeblich, ich stellte mich auf die Zehenspitzen, schaute durch eines der schmutzigen Fenster und sah übereinander gestapelte Tische, heruntergerissene Vorhänge und Müll in einer Ecke. Dann das Schild im Fenster: zu verkaufen, mit einer Telefonnummer.

Links ging ein Weg zu „Peters Werft“, rechts kam der Bäcker und dann ein Elektroladen, beide geschlossen, Mittagspause bis 15.00. Auf der Straße war kein Mensch. Es war so leer wie in einem verlassenen Westerndorf nach einem Indianerüberfall. Nach ein paar Häusern und einer scharfen Kurve, in der, wie ich später herausfand die Dorfbewohner ihre Autos am liebsten parkten, kam der Ortsausgang mit etwas, das fast wie ein Stadttor aussah, ein Durchgang durch einen Wall, durch das Wehr, und dahinter hieß die Straße Dammducht. Links braune Felder, soweit man sah, ab und zu ein Baum oder ein Gestrüpp. Rechts entlang der Straße ein Deich, so hoch, dass man nicht drüber schauen konnte, in alle Richtungen Schutz gegen Überschwemmungen, soweit konnte das Wasser also kommen, dabei war es noch ein Kilometer bis zur Elbe. Hinter den Durchgängen durch den Deich konnte man einen Blick auf prunkvolle Alleen werfen, die zu prächtigen Anwesen führten, Gutshöfe waren das, in denen vielleicht ein Baron Instetten wohnen könnte, oder der Deichgraf, aber sicher keiner wie der Leobauer. Das war kein Dorf wie Edlach, aber egal, warum sollte denn auch immer alles wie etwas anderes sein, so eine blöde Metaphernsucht als wäre das Leben selber schon eine Sprache, ich ermahnte mich (halbherzig) zur Unvoreingenommenheit, wollte jetzt aber schnell zur Elbe, damit die wenigstens so sein sollte wie das Meer. Es ging durch eine kleine Unterführung, einen Tunnel unter der Bundesstraße, dann nur noch braune flache Erde. Keine Bäume, keine Hügel, nirgends ein Wäldchen. Alles braun, lauter Felder, die jetzt im Winter brach lagen. Je näher ich zur Elbe kam, desto stärker wurde der Wind. Deshalb war es so braun und düster, hier blieb kein heller Schnee liegen, der wurde sofort weggeblasen. Dann lag der Außendeich vor mir und dahinter war die Elbe, das wusste ich. Beim Hinaufklettern war der Wind so schneidend, dass es mir die Tränen in die Augen trieb. Und dann sah ich sie: braunes Wasser, breit und träge. Wie ich es gehofft hatte, konnte man das andere Ufer nicht sehen, aber da war keine Weite, dazu hing der Himmel zu tief, keine Ahnung von fernen Meeren sondern graue Luft, die schwer auf trübem Wasser lag.

Ich lief die Elbe entlang nach Norden, in Richtung Meer. Der Weg war eine Eisplatte, weil der Wind ständig Wasser aus dem Fluss herüberwehte, das sofort gefror, das Land so flach, dass man scheinbar unendlich weit schauen konnte, nur Deiche und die Erdkrümmung begrenzten die Sicht. Links Gestrüpp und dahinter die schmutzigbraune Oberfläche des Wassers, rechts braune Erde bis zum Horizont. Nur einen einziges Ding gab es, dass das Auge einfing und zuerst hielt ich es für eine Moschee: eine runde weiße Kuppel und daneben ein hoher weißer Turm. Erst nach einigen Augenblicken wurde mir klar, was ich doch vom Plan her wusste: das, was ich da sah, war das Atomkraftwerk Brokdorf, was ich für ein Minarett gehalten hatte, war der Schornstein. Mit seiner von Menschen gemachten perfekten weißen Wölbung war es die einzige Abwechslung für das Auge in all der Ödnis. Ich beschloss, am nächsten Tag bis dorthin zu laufen. Nachdem ich umgekehrt war, bemerkte ich, dass ich bisher mit dem Wind gelaufen war, er hatte mich wie ein großer Löffel nach vorne geschaufelt, aber in der anderen Richtung hatte ich ihn gegen mich. Ich musste die Augen schließen und mich blind mit dem ganzen Gewicht auf den vorderen Fuß fallen lassen, trotzdem wusste ich nicht, ob ich überhaupt vorwärts kam, denn mir fehlten die Anhaltspunkte. Nun hatte ich doch noch ein Gefühl, das ich vom Meer her kannte, nämlich das , wenn man plötzlich in eine Strömung gerät und bemerkt, dass man dem Ufer nicht näher kommt, auch wenn man mit ganzer Kraft schwimmt. Eine schreckliche Situation, in der man auch noch Angst hat sich lächerlich zu machen, oft ist man ja gar nicht weit vom Ufer entfernt und die plötzliche Hilflosigkeit ist durch keine äußerlich sichtbare Bedrohung beglaubigt, so dass man sich schämt zu rufen oder zu winken. Von meinem Vater habe ich gelernt, dass man dann quer zur Strömung schwimmen muss, sich dem Ufer nur in Zickzacklinien nähern kann, auch wenn das ein enormer Umweg ist. Also ging ich von der Elbe weg querfeldein, stolperte über die gefrorenen Erdbrocken und erkannte im Wind einen Feind, der mir bleiben würde bis zum Ende meines Aufenthalts.

Als ich nach Hause kam, war ich erschöpft, genau wie am Vortag nach der Autofahrt. Desiree, die Haushälterin, erwartete mich und gab mir endlich einen eigenen Schlüssel mit der Ermahnung, die Eingangstür immer versperrt zu halten. Warum? Weil das Haus denkmalgeschützt war, es könnten neugierige Touristen eindringen und etwas mitgehen lassen, eine schöne alte Kachel aus der Küche zum Beispiel. Touristen? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es welche gab, es schien ja nicht einmal Einwohner zu geben. Vielleicht meinte sie die Alkoholiker von gegenüber, wollte sie aber aus Gründen politischer Korrektheit nicht verdächtigen und so waren die fiktiven diebischen Touristen entstanden. Sie bestätigte mir, dass das Wirtshaus wohl für immer geschlossen sei, in letzter Zeit sei es fast immer leer gewesen, die Leute blieben lieber zu Hause, vor allem im Winter, da sei es hier sehr rau. Im Sommer sei es dafür umso schöner. Sie erzählte mir von den Bränden und dem Hochwasser. Erst vor wenigen Wochen war wieder ein Haus fast völlig abgebrannt, die meisten Häuser waren aus Holz und hatten Reetdächer, der Wind tat dann das Übrige, es genügte ein Funke und in wenigen Minuten brannten sie wie Zunder. Deshalb waren Kerzen und jede Art von Feuer im Döblinhaus streng verboten, aber Desiree hatte uns eine einzelne Kerze, die tief in einem großen Glas saß, für den Esstisch gekauft, eine illegale Kerze, weil wir vertrauenswürdig wirkten, sagte sie. Und was in Wewelsfleth nicht abbrannte, das wurde überschwemmt, sie zeigte mir die schmalen Lücken zwischen den Häusern, keine Hauswand grenzte direkt an die nächste, das war, damit das Hochwasser, wenn es kam, in diese vielen Ritzen hineinrann und sich verzettelte, sich nicht in einer großen Straßenrinne aufstauen konnte. Und im Erdgeschoss war der Boden in allen Häusern zur Straße hin abschüssig, deshalb also fühlte man sich unsicher und ein bisschen schwindlig wie auf einem Schiffsdeck, nichts war eben, damit das Wasser, falls es kam, wieder abrinnen konnte. Die Durchgänge durch die Deiche wiederum waren keine einfachen Öffnungen sondern verschließbare Stöpen- ein Wort, das ich noch nie gehört hatte. Wenn eine Überflutung drohte, wurden sie von der Feuerwehr geschlossen. Desirées Mann war bei der Feuerwehr und hatte die Spitze seines Zeigefingers bei einer Stöpenschließübung verloren. Er war es auch, der sich um die Technik im Haus kümmerte, und Desiree versprach, mir seinen Finger, an dem die Spitze fehlte, zu zeigen, wenn er demnächst vorbeikäme um die Heizung zu reparieren.

Sie ging mit mir hinüber in die Alkoholikertagestätte, denn dort gab es einen Fahrradverleih und wir Bewohner des Döblinhauses bekamen für die Dauer unseres Aufenthalts jeder ein eigenes Fahrrad (obwohl ich mir kaum vorstellen konnte gegen diesen Wind anzuradeln). Ein freundlicher Zivi empfing uns und sagte, wir sollten einen Augenblick warten, das Fahrrad sei gleich soweit. Durch eine halboffene Tür sah man in den Aufenthaltsraum. Ich klopfte an den Rahmen und ging hinein. Rund um einen leeren Tisch saßen Männer, vielleicht acht, vielleicht weniger, vielleicht waren es nur fünf. Auf dem Tisch lag eine Wachstischdecke, ich glaube mit blauen und gelben Blümchen, und alle Männer starrten ohne Ausnahme auf dieses Tischtuch. Es herrschte vollkommenes Schweigen. „Hallo“ sagte ich. Ein paar Männer brummten etwas. Keiner hob den Kopf. Der Zivi rief von irgendwo aus dem Hausinneren, dass er gleich wiederkäme. Desiree war im Flur geblieben. Ich stand da und starrte auf die Männer die ihrerseits auf das Tischtuch starrten. Nach einer Weile sagte ich „Grüß Gott“ und ging hinaus. Ich war ins Österreichische gerutscht, hier im Norden sagte ja niemand Grüß Gott und auch ich habe es mir schon lange abgewöhnt.

Als Desiree wissen wollte, ob ich noch Fragen hätte (bevor ich rundum versorgt endlich beginnen würde, meinen Roman in den Computer zu tippen), erkundigte ich mich nach der Lesung. Sie sagte, ich solle ganz beruhigt sein, die erste Gruppe der Stipendiaten müsse überhaupt nicht lesen, es gäbe nur zwei Termine, einen im Frühsommer und einen im Herbst. Jetzt im Winter würde hier ja kaum einer aus dem Haus gehen, da hätte es keinen Sinn.

 „Stöpe“ – immerhin hatte ich gleich am ersten Tag ein neues Wort gelernt. Das lange ö mit dem p dahinter gefiel mir außerordentlich. Der Durchgang vorne an der Straße, durch den ich zur Elbe gegangen war, hieß, so entnahm ich dem Plan, sogar „Totenstöpe“, weil durch sie hindurch die Leichen zum Friedhof transportiert wurden, wahrscheinlich die Wasserleichen, diejenigen die es bei Hochwasser nicht rechtzeitig auf die sichere Seite des Deiches geschafft hatten. Und der Friedhof lag direkt hinter unserem Haus. Die Arbeitszimmer gingen alle nach hinten hinaus, und wenn ich den Blick vom Bildschirm hob, dann schaute ich direkt auf die Gräber.

Stöö – pe , mir fiel nur ein einziges weiteres Wort mit langem ö und p ein. : Köpenick.

Jeder Deich hat seine Stöpe

So wie Berlin sein Köpe

nick

Das sind die Dinge, die in den Abschlussbericht gehören, dachte ich, und legte also gleich am ersten Tag eine Datei „Bericht an die Akademie“ an. Genau wie ich hatte auch das Rechtschreibprogramm das Wort Stöpe noch nie gesehen, ich musste es ihm erst beibringen, damit es nicht rote Wellenlinien darunter machte. „Stöpe/Totenstöpe“, schrieb ich „-Deich“.

In den ersten Wochen sprach ich manchmal tagelang kein Wort, es gab niemanden mit dem ich hätte reden können. Odile machte nur ganz selten Pause (und ich wollte nicht jedes Mal hinunterlaufen, wenn ich hörte, dass ihre Zimmertür aufging, und es schamlos ausnutzen, dass sie aufs Klo musste oder sich schnell einen Tee machte). Mit C. war es eine andere Sache. Ich hörte ihn über mir auf und abgehen, durch die dünnen knirschenden Deckenbretter konnte ich jede seiner Bewegungen verfolgen, aber ich hatte noch keine fünf Worte mit ihm gewechselt. Es war mir nicht gelungen jenes Minimum an small talk mit ihm zu führen, das es einem ermöglicht unter einem Dach zusammenzuleben ohne ein komisches Gefühl zu haben. Außerdem führte mich sein spitzbübisches, ja geradezu freches Lächeln in die Irre, mit dem er die wenigen Worte, die er sagte, begleitete. Es ließ mich denken, er sei ironisch und meine eigentlich etwas ganz anderes. Als er zum Beispiel ein gemeinsames Abendessen mit der Begründung ablehnte, er wolle lieber nicht, er habe sich vorgenommen nur noch einmal am Tag zu essen, rätselte ich, wie er das wohl meinen könnte. Er sah mir ganz und gar nicht nach einem fanatischen Asketen aus, er war schlank aber nicht mager und dann war da eben dieses Lächeln oder eher ein kleines Grinsen, das zu sagen schien: du und ich, wir wissen natürlich, dass das Unsinn ist. Aber was dann? Das verwirrende an diesem Lächeln war, dass es mir vorgaukelte, er unterstelle irgendeine Gemeinsamkeit zwischen uns, und ich bräuchte sie nur zu finden, dann würden wir uns prächtig unterhalten. Den spärlichen Angaben, die ich im Internet über ihn gefunden hatte, hatte ich entnommen, dass er eine Gedichtband in einem kleinen Wiener Verlag veröffentlich hatte. Hast du in Wien gelebt? fragte ich ihn. Er sagte nein, er sei überhaupt noch nie dort gewesen. Überrascht fragte ich: aber der Verlag? Hast du nie persönlich mit ihnen gesprochen? Haben sie dich nicht einmal zur Buchpremiere eingeladen? Doch, antwortete er, aber ich wollte lieber nicht hinfahren. Und ging mit seinem Tee nach oben. Aber vorher war da noch dieses kleine Grinsen, das zu sagen schien: wir wissen doch beide, dass man lieber nicht nach Wien fährt und das mich völlig verwirrt zurückließ. Als er mich fragte, wann ich mir denn immer mein Mittagessen machen würde, dachte ich, dass er mit mir zusammen Mittagspause machen wollte. Ich sagte ich sei flexibel, er sagte, er auch und dann blieben wir ein wenig ratlos, bis ich sagte: sagen wir um eins? Worauf er antwortete: gut, dann komme ich frühestens um zwei herunter, dann hast du genug Zeit. Da hatte ich es dann verstanden. Ich glaube, er hat sich später auch einen eigenen Wasserkocher besorgt und die meisten Lebensmittel auf seinem Fensterbrett aufbewahrt statt im gemeinsamen Kühlschrank, um aus seinem Reich unter dem Dach fast nie mehr herunter kommen zu müssen.

Meine einzige Chance, überhaupt ein paar Worte zu wechseln, war meist der Supermarkt. Ich kaufte in winzigen Mengen ein, damit ich öfter hingehen konnte. Beim ersten Mal stellte ich mich munter als „eine der drei Neuen von nebenan“ vor. Herr Pubanz fragte, wie lange wir blieben, und als ich sagte: bis Ende April, sagte er: Sie müssen im Sommer wiederkommen. Das hatte Desirée auch schon gesagt und ich fand es irritierend, schließlich war ich eben jetzt da. Weitere neugierige Nachfragen gab es nicht. Nichts woran man beim nächsten Mal hätte anschließen können. Also machte ich Bemerkungen über das Wetter (es war kalt, sehr kalt) nur um von Frau Pubanz wieder zu hören, ich müsse im Sommer wiederkommen. Als ich einmal ausnahmsweise an der Kasse warten musste, hörte ich sie mit einer Frau aus dem Ort plattdeutsch reden (ebenfalls über das Wetter, so viel konnte ich verstehen). Als ich an die Reihe kam, fragte ich sie, ob ihr Mann von auswärts sei, weil sie mit ihm nicht plattdeutsch sprach. Aber er war ebenfalls aus Wewelsfleth. Als sie als Jugendliche ein Liebespaar wurden, hatten sie beide hinausgewollt aus der Wewelsflether Enge, das Plattdeutsche war der Inbegriff des Spießigen für sie gewesen, sie hatten anders sein wollen und deshalb sprachen sie miteinander Hochdeutsch. Dann waren sie doch geblieben und hatten den Supermarkt übernommen. Inzwischen waren ihre Kinder schon groß, aber dieses Hochdeutsch war zwischen ihnen übrig geblieben. Ich wusste nicht, wie Frau Pubanz selbst diese Geschichte fand, ob sie dachte, das sei eine nette Anekdote, oder ob sich ein grauenhafter Abgrund vor ihr öffnete. Ich konnte es aus ihrer Stimme nicht entnehmen. Also sagte ich, glaube ich, nur „aha“ oder so etwas Ähnliches, oder vielleicht wechselte ich sogar das Thema und sagte etwas über das Wetter, ich weiß es nicht mehr.

Nach etwa einer Woche sprach mich ein älterer Herr an, als ich an der Elbe spazieren ging, natürlich redeten wir über das Wetter, ich fragte ihn, ob er wüsste wohin die Schafe verschwunden seien, denn am zweiten oder dritten Tag war der öde braune Deich mit klobigen, schmutzig weißen Schafen[[3]](#footnote-4) gesprenkelt gewesen, eine willkommene Abwechslung, obwohl die Schafe weder lebhaft noch kontaktfreudig waren, aber immerhin waren es Lebewesen und ab und zu blökte eins. Der Herr sagte, es sei sogar für die Schafe zu kalt, Deichschafe, dazu bestimmt, das Gras in der genau richtigen Höhe abzufressen. Wenn es zu kalt sei, ließe man sie im Stall. Er sagte, ich müsse im Sommer wiederkommen. Kurz darauf begegnete ich ihm bei Pubanz wieder und nun stellte er sich mir als Herr Dietrich, ein alter Freund und Weggefährte von GünterGrass vor, seine vor zwei Jahren verstorbene Frau hatte sich früher immer um die Stipendiaten gekümmert. Bereits am nächsten Tag rief er an und lud uns alle für den nächsten Abend ein. Odile nahm an, ich kletterte leise die Stiege zu C.‘s Dachenklave hinauf und erwischte ihn, als er im Finstern aus dem Arbeitszimmer zum Bad schlich. Er zuckte zusammen, als ich ihn ansprach und auf die Frage, ob er mitkommen wolle, sagte er, er wolle lieber nicht, genau wie Bartleby, „lieber nicht“, aber anders als Bartleby wirkte er dabei nicht liebenswürdig sondern gequält, so als habe man ihn schon durch die bloße Frage ungebührlich in die Enge getrieben.

Das Haus oder eigentlich die beiden Häuser, die der Herr am Außendeich bewohnte, waren riesige und wunderschön restaurierte Schmuckstücke aus dem 16. Jahrhundert, eines der beiden war jenes Haus, in dem es vor Kurzem gebrannt hatte und das Erdgeschoss war vom Löschwasser ziemlich zerstört. Trotzdem konnte man erkennen, dass man sich in einem architektonischen Wunderwerk befand. Wir kletterten über eine Holztreppe nach oben und betraten einen gläsernen Fußboden, durch den man in das vier oder fünf Meter darunter liegende Erdgeschoss hinuntersah, über einem die dicken Dachbalken aus glänzendem, Jahrhunderte altem Holz. Zuerst schwindelte es einen ein wenig, aber bestimmt konnte man sich, wenn man hier residierte, wie ein großer Vogel fühlen, der von hoch oben aus einem soliden Nest sein Revier überblickt. Beide Häuser waren voll mit Teppichen und Kunstwerken, Statuen aus Japan und Afrika, und auch welche von GünterGrass. Alles hätte auch in einem Museum stehen können, aber hier wirkte es nicht protzig sondern im Gegenteil so, als gehöre es ganz selbstverständlich zum Leben auf diese Art von Kunst umgeben zu sein, als sei es ein Menschenrecht und jeder, der das alles nicht in seiner Wohnung habe, müsse sich erheben und das auch für sich fordern. Der Besitzer all dieser Schätze war der pensionierte Chef des Hamburger Hafens, ich begriff bald, was das für eine mächtige Position war, und er war leidenschaftlicher Sozialdemokrat – so hatte er sich auch zu Beginn der 70er Jahre mit Grass angefreundet und sie waren gemeinsam hierher gezogen. Ich hatte noch nie jemanden persönlich kennen gelernt, der so war. Aber ungefähr so, hatte ich mir vorgestellt, müssten die heutigen Nachkommen der Buddenbrooks sein, wenn Thomas Mann sie nicht allesamt hätte zu Grunde gehen lassen.

Nachdem wir uns mehrere Stunden unterhalten hatten, gingen wir noch in die Kneipe des Ortes. Es gab nämlich doch eine, sie hieß „Ebbe und Flut“ und war winzig wie ein Wohnzimmer, ich war schon ein paarmal vorbeigegangen, aber durch das Fenster konnte man deutlich sehen, dass sie so eng war, dass man sich unmöglich unauffällig an den Rand stellen und für sich bleiben konnte, deshalb hatte ich mich nicht alleine hineingetraut. Mit Herrn Dietrich, der uns dort in der Kneipe das „du“ anbot und zu „Peter“ wurde, war es anders, er kannte alle, schmiss eine Runde, gleich war unser Tisch der Mittelpunkt, und stellte mir den Mann neben mir vor, es war ein Matrose im Ruhestand, eigentlich gebürtiger Berliner, aber jetzt, wo er nicht mehr zur See fuhr, wollte er doch wenigstens in der Nähe von Schiffen und Häfen leben. Seit Wochen war ich das erste Mal in der Gesellschaft von mehreren Menschen, ich hatte schon bei Herrn Dietrich vor Begeisterung meine Gesten und meine Mimik sosehr übertrieben, dass er gefragt hatte, ob ich schon einmal selbst gespielt hätte und ich lachend hatte sagen können, oh ja, das sei mein eigentlicher Beruf, der, den ich gelernt hätte, das könne ich wohl nicht verbergen, wohl wissend, dass ich mich gerade theatralisch benahm. Zu dem Matrosen sagte ich gleich überschwänglich, ich hätte immer schon für Matrosen geschwärmt, vor allem wegen Brechts Matrosenliedern, schon mit drei Jahren hätte ich die auswendig gekonnt,

„*eines Morgens in einem Sixpencebett*

*werd ich donnern hören die See,*

*und du gehst ohne etwas zu sagen,*

*und ein Schiff liegt drunten am Quai“,*

sang ich dem Matrosen vor, immerhin nur halblaut, soweit konnte ich mich noch beherrschen. Und gleich waren wir auch bei Mutter Goddamms Puff in Mandeley. Als ich ihn endlich zu Wort kommen ließ, er hatte mir inzwischen einen drink spendiert, erzählte er mir, dass es das alles nicht mehr gäbe.

Er habe sich das Matrosenleben ähnlich romantisch vorgestellt wie ich, und zu Anfang sei es auch so gewesen, aber in den letzten dreißig Jahren nicht mehr. Er beschrieb kurze Transportfahrten, Crews, die übers Internet angeheuert wurden und einander die ganze Fahrt über fremd blieben. Die Mannschaften bestünden nur noch aus Vietnamesen, sagte er, die seien billiger. Aber reden könne man mit denen nicht, sie verstünden nur die Navigationsbefehle, ansonsten sprächen sie nur Vietnamesisch. Getrunken werde kaum noch, einsam in den Kajüten vielleicht, gesungen überhaupt nicht mehr. Und wenn man einmal ins Puff gehe, dann könne man sich nachher mit niemandem drüber unterhalten wie die Mädchen gewesen seien. Mit der Seefahrt aus den Romanen und Songs sei es für immer vorbei, schon lange. Als er hartnäckig darauf drängte, mir einen weiteren Drink bestellen zu dürfen, entschuldigte ich mich damit, dass ich bald schlafen müsse, in der Früh könne ich am besten schreiben, die Morgenstunden seien mir heilig- eine faustdicke Lüge. Ich hatte nur plötzlich Angst vor seiner Traurigkeit. Er sagte mir, wo er wohnte und lud mich ein, jederzeit bei ihm vorbeizuschauen, wenn ich einmal eine Schreibpause machen sollte. Ein paar Tage später traf Odile ihn im Edeka, er bat sie, mich zu grüßen und sagte, ich sei wohl „ eine ganz Wilde“-

Matrosen haben mich immer schon fasziniert. (*schön wie noble Tiere, von unerhörten Güssen nass*), segeln hinaus ins Unbekannte (*oh Himmel strahlender Azur, enormer Wind die Segel bläh‘*), in ein Abenteuer, das tödlich enden kann, es in der Phantasie sogar oft tut, denn die Lieder und Geschichten handeln meist von finsteren Stürmen, von Schiffbrüchigen und vom Ertrinken

(Mallarmé:

*Die Masten sind vielleicht, die schon den Wettern winken*

*Die selben, die im Sturm einst mit dem Wrack versinken.*

*Nur Splitter, Trümmer- fern der Insel grünem Flor*….

***Doch lausche o mein Herz lausch dem Matrosenchor!****)*

Wieder zu Hause in unserem- wie sollte ich es nennen? „Refugium“? , aber hieß das nicht Zufluchtsort, wovor wäre ich denn geflohen? -war ich zuerst euphorisch, ich sah wilde Nächte in der kleinen Kneipe vor mir (wusste noch nicht, dass Herr Dietrich für lange Zeit verreisen würde und dass es bis zur allerletzten Woche dauern würde, bis ich Odile dazu bewegen konnte, wieder mit mir in die Kneipe zu gehen; dass ich es nicht wagen würde, allein hinein zu gehen, dass ich auf der anderen Straßenseite im Dunkeln vorbeigehen und in das erleuchtete Fenster schauen und mir sagen würde, dass ich ohnehin nur frische Luft hätte schnappen wollen. Dabei machte ich jeden Tag die Runde an Elbe und Stör, Montag joggte ich , Dienstag ging ich, dann lief ich wieder usw, wenn es mir an etwas nicht fehlte, war es frische Luft.) Aber die Euphorie über mein mögliches gesellschaftliches Leben in Wewelsfleth verflog noch am selben Abend. Ich dachte daran, was der Matrose erzählt hatte, wie die Abenteuer aus seinem Matrosenleben verschwunden waren, lange bevor er sich zur Ruhe gesetzt hatte. Jetzt hielt er vermutlich mich für die abenteuerliche Person von uns beiden: eine Schriftstellerin! Und genau das sollte ich auch sein, dachte ich, ich sollte Abenteuerromane schreiben, gab es überhaupt andere, die der Rede wert waren? Ein Abenteuerroman ist einer, bei dem man atemlos gespannt den Verlauf des Abenteuers verfolgt und dieses Abenteuer muss gefährlich sein. Gleich packte mich furchtbare Wut auf meinen Roman. Ich löschte sieben Seiten. Der Fehler war, dass meine Hauptfiguren kein wirklich großes Risiko eingingen, sagte ich mir, kein tödliches Risiko. Nur weil ich mich irgendeiner obskuren Form von Wahrheitsliebe verpflichtet fühlte und mir einbildete, ich dürfe nicht über etwas schreiben, wovon ich selbst nichts wüsste. Aber wozu dann? Wer würde etwas lesen wollen, das kein echtes Abenteuer war?

(Immer dachte ich bei dem Wort „Abenteuer“ an die Schauspielerin Libgart Schwarz in Marivaux‘ „Triumph der Liebe“ in der Inszenierung von Luc Bondy. Sie spielte eine Adelige, die sich trunken ins Leben stürzen will, aber es gelingt ihr nicht. Auf der Bühne war eine riesiges Wasserbecken - es hatte eine Pause von über einer Stunde nach dem ersten Teil gegeben, in der die Technik das Wasser in das Bassin einließ, und natürlich schimpften die Wiener die ganze Pause lang darüber- „so ein Blödsinn!“. Aber als dann der Vorhang aufging, klatschten sie ergriffen, denn noch der konservativste, verkrustetste Wiener Abonnent spürte die Verlockung, die von so einer großen, schimmernden Wasserfläche ausging. Und dann watete Libgart Schwarz irgendwann von rechts nach links durch das Becken - von rechts nach links, also nicht in der Richtung, die man normaler Weise mit der Zukunft verbindet- sie trug ein bodenlanges weißes Spitzenkleid, das hinter ihr im Wasser schleifte und sagte sehnsüchtig und zuversichtlich, mit einem hohen, aristokratischen Stimmchen: Ein Abenteuer! Ein Abenteuer! Dann stolperte sie, fiel ganz federleicht und unaufwendig mitten in die Wasserpfütze, stand sofort wieder auf, in einem einzigen Atemzug, schien völlig zu ignorieren, was ihr da passiert war und dass sie jetzt ganz nass war, ging mit ungebrochener Zuversicht weiter und stieß wieder diesen kleinen Ruf aus: Ein Abenteuer ! Ein Abenteuer!).

**März**

Wie kann man von so einer Einsamkeit berichten? Einer geradezu phänomenalen, lächerlichen Einsamkeit. Die sich anfühlte wie ein Test. Als Kind wollte ich Astronautin werden. Ich hatte mich informiert und wusste, dass ich dafür neben den körperlichen Tests auch Isolationstests würde bestehen müssen. .Aber jetzt, wo die Nasa gerade ihr Programm eingestellt hatte, ich niemals in die unendlichen Weiten des Weltraums hinauskommen würde, wozu sollte ich da noch versuchen eine solche Prüfung durchzuhalten? Das Nichts, die völlige Ungestörtheit machten mich nicht ruhig sondern fahrig und nervös. Nach einer Weile weinte ich jeden Tag beim Aufwachen, aber ich fühlte mich dabei nicht unglücklich, sondern ich war gereizt über die sinnlosen Manifestationen eines Inneren, das, statt auf die Anforderungen der Landschaft und meiner Situation mit kunsttauglichem Material zu reagieren, blöde aus mir herausweinte.

 Ich lief herum wie in einem dieser Phantasy- videospiele, in denen man sich durch eine unbekannte Welt bewegt und den versteckten Eingang in ihre Geheimnisse finden muss. Macht man die richtige Aktion, dann tauchen in der bisher völlig menschleeren Landschaft plötzlich von überall her Zwerge auf, Ritter und was weiß ich was für Getier, man taumelt von einem Abenteuer ins Nächste um letztlich einen Schatz zu finden, die Prinzessin zu retten oder Ähnliches. Solange man das Prinzip nicht verstanden hat, drückt man heftig auf alle Knöpfe, probiert Steine zu wenden, lässt das Männchen, das einen repräsentiert, gegen Mauern laufen, in Flüsse springen, hochhüpfen usw. Bis man dann früher oder später einen ersten Zugang findet, hinter dem die Prüfungen und Abenteuer warten. Tag für Tag drehte ich die Runde bis Brokdorf und zurück und suchte nach einem solchen Zugang. Menschen begegnete ich dabei nicht, nur Schafen. Seit es ein bisschen wärmer war, waren sie meistens auf dem Deich, ihre breiten wolligen Hintern waren mit Leuchtfarben markiert. Abends verschwanden sie wie durch Geisterhand, ich sah niemals einen Schäfer oder Hunde. Am nächsten Morgen waren sie wieder da. Sie sahen missmutig aus, bewegten sich kaum, lagen oder standen auf der Kuppe und schauten regungslos in die Ferne. Da es nichts Konkretes gab, worauf sie schauten, nur eben „die Ferne“, wirkten sie wie melodramatische Poseure, Dandys, deren Eleganz durch die breiten, neonbefleckten Hüften arg kompromittiert war. Es wuchs noch kein Gras. Wie ich aus der Wikipedia wusste, trieb man die Schafe dennoch hinaus, weil sie die Erde auf den Deichen festtreten sollten. Eine Aufgabe, der sie maximalen passiven Widerstand entgegensetzten indem sie einfach stillstanden. Der Weg war voller Schafsköteln, die sich mit der Gischt, die der Wind aus der Elbe herübertrieb zu einem schleimigen, stinkenden Brei vermengten. Beim Joggen musste ich höllisch aufpassen, um nicht darauf auszurutschen, ich wollte nicht von oben bis unten mit Schafskot beschmiert durch die Dorfstraße zurücklaufen müssen. Bestimmt wäre das der Moment gewesen, in dem all die Bewohner, die ich sonst nie zu Gesicht bekam, aus ihren Häusern gekommen wären. (Jetzt, wo ich das schreibe, denke ich, dass dies vielleicht die richtige Aktion im Wewelsflethspiel gewesen wäre, der Öffner der ersten Tür. Zu spät). Wenn die Sonne einmal schien, was selten vorkam, machte ich Fotos von den Schafen, wie sie auf der Deichkuppe standen wie Statuen, oder vom Störsperrwerk, das mit seinen unerklärlichen Eisentraversen aus dem Wasser ragte wie die Ruine einer vergangenen Zivilisation. Ich postete die Fotos auf Facebook. „Ich beneide dich,“ schrieb ein Freund aus Wien, „Wewelsfleth, Störsperrwerk … ich könnte stundenlang dort sitzen, während ich den Lauf an meine Schläfe halte. Sowas fehlt hier.“ Eine Freundin kommentierte die Fotos mit „Ich bin so gespannt, was du in so einer Landschaft schreiben wirst.“ Es war also nicht nur Einbildung. Dort draußen erwartete man von mir, dass diese leere, flache Gegend irgendetwas in mir auslösen sollte. Aber was? Etwas Existentielles, das man sonst vermisste? Was? Mit der Zeit wurde ich immer wütender. Auf mich, weil ich den Trick, das Sesam-öffne-dich, einfach nicht herausfand, aber auch auf „die da oben“, die es mir einfach zu schwer machten. Warum hatten sie mich nicht nach Rom geschickt, in die Villa Massimo, bestimmt hätte Rom mein Denken besser ausgelüftet als der bösartige Wind auf den Deichen, der zwar aus Luft bestand, sie einem aber wegnahm, statt einen zu beatmen; der einem auf den Mund haute, dass einem das Sprechen verging und das Singen erst recht.

 (Natürlich wusste ich, warum sie mich nicht in die Villa Massimo geschickt hatten. Weil das ein viel hochkarätigeres Stipendium war, und ich noch nichts Entsprechendes geschrieben hatte. Ich war immer noch eine Hoffnung, würde vermutlich irgendwann als talentierte Greisin enden. Deshalb musste ich mich hier bewähren, gegen Wind und flaches Nichts: Manche, die wohl auch von Rom träumten, nannten das Döblinhaus in ihren Berichten „Villa Grassimo“, was mir wie ein ziemlich bitterer Witz vorkam) Beim Laufen schimpfte ich vor mich hin „Das können die nicht von mir verlangen!“[[4]](#footnote-5) Was geht mich das alles an, schimpfte ich, nichts! Die Leute nicht, und die Landschaft schon gar nicht, falls man die Art, in der die Oberfläche sich hier gestaltete, überhaupt Landschaft nennen konnte. Dennoch schien diese entsetzliche, furchtbare Öde, diese aufdringliche hundertprozentige Flachheit, etwas von mir zu verlangen. War das eine Strafe? Oder eine Warnung? Stand ich unter Oberflächlichkeitsverdacht? Kitschanklage? Sollte das hier eine Art Fastenkur für meine Seele sein? Ein Gegengift gegen die süßlichen Stifterlandschaften, die möglicher Weise in meiner Jugend meine Hirnwindungen verklebt hatten, mit ihren bunten Blümelein, lauschigen Unterhölzern und Bachbetten, moosigen Löchern und bewaldeten Kuppen, mit ihren katholischen Schnörkeln und fleischigen Gewächsen und blutenden Madonnen? Irgendwo musste hier etwas versteckt sein, das mich weiterbringen sollte, offen daliegend, denn hier lag ja alles offen da, aber dennoch verborgen, wie in einem Vexierbild. War es wie in der Wüste? Aber selbst dort gab es doch Hügel, Berge, Sanddünen. Und selbst dort sehnte man sich nach der Oase. „Eine Oase des Grauens in einer Wüste der Langeweile“, schreibt Baudelaire, aber wo war die Oase des Grauens? Im Bericht eines früheren Stipendiaten fand ich einen Zeitungsausschnitt: ein Bauer aus Wewelsfleth hatte alle seine Schweine und Kühe niedergemetzelt, ein unerklärliches Blutbad. Ich fragte mich, ob sich in den herrschaftlichen Höfen entlang des Deichs auch jetzt solche Tragödien abspielten, während ich vorbeijoggte und nichts davon ahnte.

An der Landstraße nach Brokdorf, die ich an den Tagen entlanglief, an denen der Wind an der Elbe so stark war, dass man dort nicht vorwärtskam, gab es ein paar Höfe, die nicht hinter Deichen versteckt waren, auch hier waren die straßenseitigen Gebäude mehrstöckige Backsteinkästen, die nichts mit meiner Vorstellung von einem Bauernhof zu tun hatten. Aber aus den Hofeinfahrten drang der Geruch nach Kühen und Jauche, der vertraute Gestank aus Edlach, nach dem ich mich gesehnt hatte. Gerüche großer Tiere eröffneten mir immer Welten voller Möglichkeiten, ob es am Land war, oder im Tiergarten, sogar der Geruch der gegängelten Lipizzaner am Stephansplatz konnte mich daran erinnern, dass es irgendwo eine echte Welt und echtes Leben geben musste. Diese offenstehenden Toreinfahrten waren verlockend, man konnte die Kühe hören, das Rasseln der Ketten. Irgendwann betrat ich dann einen dieser Höfe, das rechte, längliche Gebäude musste der Stall sein, alles war menschenleer, ich bewegte mich vorsichtig, inzwischen fühlte ich mich plötzlichen Begegnungen mit Fremden kaum noch gewachsen. Ohne auf jemanden zu treffen betrat ich den Stall. Da standen mindesten 50 Kühe, schwarz weiß gefleckt, die berühmten Holsteiner Rinder. Und sie standen auf ganz merkwürdige Art: Kopf an Hintern an Kopf. So wie man Schuhe stapelt um mehr Platz zu haben. Jede Kuh sah links und rechts neben sich nur die Kruppen ihrer Nachbarn und bekam wahrscheinlich ständig deren zuckende Schwänze auf die Schnauze. Diese Kühe konnten keinen Kontakt miteinander aufnehmen, konnten überhaupt nicht kommunizieren. Was konnte der Grund für eine so bösartige Anordnung der Boxen sein? Halbherzig streichelte ich einer Kuh die raue rosa Schnauze, ich fühlte mich mies, wie in der Gegenwart von Bettlern. Die Kühe in Edlach hatten in der Mitte ihrer eigenen Existenz gethront wie die Königinnen, ihnen die Hand zum Abschlecken hinzuhalten war die Bitte um eine Audienz gewesen. Das hier war eine andere Welt.

Im Haus erging es mir nicht besser. Der Krämerladen, in dem ich gedankenverloren die leeren Schubladen aufzog, fünf davon in Besitz nahm und sie mit Mützen, Schuhcreme und Handschuhen füllte, blieb eine düstere Wand aus toten Holzmäulern. Ich träumte von einer Orgie im Alkoven. Den vorsintflutlichen Fernseher hatte ich in das vordere Zimmer im Erdgeschoss geschleppt, das unter Odiles Schlafzimmer lag, so dass ich wenigstens solange fernsehen konnte, bis sie schlafen ging. Weil man mich von der Straße aus hätte sehen können, wie ich auf dem Sofa kauerte und in die Röhre starrte, zog ich die Vorhänge zu. Bei ihrem nächsten Besuch sagte Desiree, es sei besser die Vorhänge nicht zuzuziehen, sonst machten sich die Leute ihre Gedanken, es würde schon geredet. Oder, wenn es gar nicht anders ginge, dann sollten wir die Vorhänge doch wenigstens gleich in der Früh wieder öffnen. Auch wegen der Touristen, die ihr Recht in Anspruch nehmen könnten, durch die Fenster im Erdgeschoß einen Blick in das Innere des Hauses zu werfen- es stand schließlich als Sehenswürdigkeit im Reiseführer. (Falls sie nicht gerade die Kacheln aus der Küche stahlen, dachte ich. Und überhaupt: welche Touristen??) Wenn an den Vermutungen der Leute wenigstens etwas dran gewesen wäre! Was ich zu verbergen hatte, waren leider keine wilden Ausschweifungen, wie es sie durchaus gegen haben musste, als GünterGrass in den 70-er Jahren hier gewohnt hatte. Peter Dietrich hatte uns von den berüchtigten Festen erzählt, damals als sie alle jung waren, noch keine dreißig, er und Grass und die Genossen aus Hamburg, die herkamen um zu feiern. Damals hatte es noch keine Brücke über die Stör gegeben, nur eine Fähre. Und wenn man die letzte Fähre verpasste, war es fast unmöglich, wegzukommen. Und die Gäste verpassten sie immer. Tranken, nahmen Rauschgift, sangen Lieder in großen Haufen, in denen sie dann auch erschöpft einschliefen, mittendrin die Kinder. Die Fähre war ohnehin weg. Die wilden Siebziger waren das, jetzt erinnerte nur noch eine alte Schallplatte an diese Zeiten, die auf der Küchenanrichte lehnte, und auf deren Cover Grass genau wie Wolf Biermann aussah, der gleiche Schnauzer, das gleiche charmante, kämpferische Grinsen, die gleiche Pose mit der Klampfe in der Hand: „Oh Gott! Lass du den Sozialismus siegen!“

 In einem seiner Häuser soll Grass eine Wand eingezogen haben, weil er mit zwei Frauen zusammenlebte, die sich untereinander nicht vertrugen, so dass er die eine mit ihrem Kind auf die eine Seite der Wand verfrachtete und die andere auf die andere. Ich untersuchte die Decke des Zimmers, aber ich konnte keine Spuren einer Zwischenwand entdecken. In die Deckenbalken waren große Haken gedreht, daran hatte man früher wahrscheinlich die Würste aufgehängt. Und GünterGrass? Vielleicht eine Schaukel für seine Kinder? Groß genug war das Zimmer und die Haken wären genau im richtigen Abstand voneinander gewesen. Ob die Kinder hinter seinem Rücken schaukelten, während er den Butt schrieb? Und dann in die Küche hinunter ging und das Rezept ausprobierte, das zum jeweiligen Kapitel gehörte, und es den Kindern und Frauen und Gästen servierte, worauf dann alle berauscht die Fähre verpassten und in diesen Haufen schliefen, die die Bewohner von Wewelsfleth das Schlimmste vermuten ließen, wahrscheinlich zu Recht, oh Gott, lass du den Sozialismus siegen? Das alles war lange vorbei. An den Haken hingen nun weder Würste noch Kinderschaukeln, nur ich saß jetzt darunter.

Und hörte C. über meinem Kopf auf und ab gehen. Auf und ab. Auf und ab. Während ich jeden seiner Schritte spürte, als liefe er auf meiner Hirnschale hin und her, begegnete ich ihm fast nie mehr leibhaftig. Zum Dachgeschoss, in dem seine Räume waren, führte eine sehr steile und schmale Treppe, an der oberen Ende ein Gatter war, wie man es in Häusern mit Kindern anbringt, damit die Kleinen nicht die Stufen hinunterstürzen. Bestimmt hatte GünterGrass es eigenhändig gezimmert, um seine damals noch kleinen Kinder zu schützen. C. hielt dieses Gatter geschlossen, weiß der Teufel warum, vielleicht befürchtete er, dass etwas Unberechenbares aus ihm herausbrechen könnte, ein Veitstanz, der ihn die Treppe hinunterschleudern würde, wenn er nicht aufpasste. Wahrscheinlicher war, dass er es als simples Zeichen für Odile und mich meinte: bis hierher und nicht weiter. Wenn wir ihm etwas Organisatorisches mitzuteilen hatten, hängten wir einen Zettel an das Gatter, und wenn wir weit genug weg waren, kam er ihn holen. Im normalen Zusammenleben gewöhnt man sich an die verschiedenen Lebensäußerungen einer Person, an das Schnaufen und Seufzen und Husten, aber wenn man die Person niemals sieht, dann bekommen die Geräusche etwas Bedrohliches. Über mir ging einer auf und ab, stundenlang, von dem ich absolut nichts wusste, ich dachte an das leere Hotel in „Shining“: Jack Nicholson, wie er an seinem Tisch sitzt und Stunde um Stunde in die Tasten seiner Schreibmaschine hämmert, der Stapel mit beschriebenem Papier wird immer höher, bis man irgendwann sieht, dass er immer und immer wieder nur einen einzigen Satz geschrieben hat: „All work and no play makes Jack a dull boy.“[[5]](#footnote-6). Jeden Moment konnte die Axt durch meine Tür brechen. Mal kam mir C. so vor wie Jack Nicholson, mal war ich selbst diejenige, von der ich fürchtete, dass sie bald zur Axt greifen würde. „Ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns“- aber als Jack Nicholson mit dem Buch, das zur Axt werden soll, einfach nicht weiter kommt, greift er ganz unmetaphorisch zur echten Axt und stampft mit ihr durch die gefrorenen, labyrinthischen Gänge des Hotelgartens. Währen ich auf die gefrorenen Erdhaufen in unserem kleinen Garten schaute, der zwischen der Hintertür und dem Friedhof lag, (und in dessen Schuppen ich auch schon eine imposante Axt gesehen hatte), und über mir C.‘s Schritte hörte, wurde mir klar, wie direkt Kubrick sich auf Kafka bezogen hatte, so direkt, dass es schon ein herrlicher Witz war, vielleicht sollte ich lieber darüber schreiben, dachte ich, lieber das, als das Buch, für das mich der Blitz treffen würde.

Das Romanprojekt[[6]](#footnote-7), dem ich das Stipendium in Wewelsfleth- und inzwischen noch eine weiteres[[7]](#footnote-8)- verdankte, war halb und halb autobiographisch. Ich hatte bis dahin nur Theaterstücke und Kurzgeschichten geschrieben, in denen ich niemals Figuren hatte auftreten lassen, die auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit Mitgliedern meiner Familie hatten. Falls ich nun aber tatsächlich das wesentliche Zeug, das aus mir herausdrängte, in absehbarer Zeit nicht mehr auf der Bühne würde verhandeln können (weil meine Theatergruppe den Bach hinunter war, und ich zwar als Autorin immer noch als förderungswürdiges Talent galt, aber für die Augen der Theaterleute sehr deutlich aus diesem Alter heraus war), wenn ich es nun also wirklich ernsthaft mit Literatur statt mir Theater versuchen wollte, dann musste ich nun, in mittleren Jahren, jenen berühmten ersten Roman schreiben, den jeder anständige Autor mit zwanzig schreibt – in einem Alter, in dem einem noch vieles verziehen wird; jenen ersten Roman, in dem man den eigenen Standort bestimmt: wer bin ich? wo komme ich her? wie war die Welt, in der ich aufgewachsen bin? Später kann man das alles eventuell in subtile Fiktion verpacken, aber um diesen kruden Erstling kommen die meisten nicht herum. Also kamen in meinem Text erstmals Eltern vor, Eltern, die mit meinen realen Eltern einiges gemeinsam hatten. (In vieler Hinsicht waren die Figuren auch völlig anders als meine wirklichen Eltern, aber ich wusste gleich, dass mir das nichts nützen würde). Ich hatte einen Auszug, ein besonders mildes und versöhnliches Stück, das ich als Kurzgeschichte an eine Weihnachtsanthologie verkauft hatte [[8]](#footnote-9), an meine Eltern geschickt- keine Reaktion. Das war natürlich kein gutes Zeichen. Außerdem summierten sich das Schweigen von Wewelsfleth und jeder weitere Satz, den irgendjemand nicht zu mir sagte, ich hatte langsam das Gefühl, das Schweigen sei eine Art Brei, den man in mich hineinstopfte, und an einem Sonntag, beim rituellen Telefonat mit meiner Mutter (das Wetter in Wien und Wewelsfleth, die Gesundheit, die Schafe), fragte ich sie ohne weitere Vorwarnung, was sie von dem Buch hielte, das ich ihr geschickt hatte. Sie holte und aus und begann ausführlich über einige der Geschichten zu sprechen, die nicht von mir waren. „Meine Geschichte“ unterbrach ich sie, was hältst du von meiner Geschichte?“ „Dazu sag ich lieber gar nichts“ sagte sie, und betonte das „lieber gar nichts“ auf die typisch wienerische Art, die sehr deutlich machte, dass dieses „gar nichts“ absolut nicht wertfrei gemeint war. Aha, sagte ich, aus der Bahn geworfen. Nach der Meinung meines Vaters traute ich mich nicht mehr zu fragen, es war so, wie ich es befürchtet hatte und noch schlimmer: wenn ich weiter schreiben würde, würde mich der Blitz treffen.[[9]](#footnote-10)

Nach ein paar Tagen dumpfen Trotzes (gut, bitte sehr, dann war ich eben ein monströs verräterisches Kind, strafversetzt in eine monströs öde Gegend ohne nennenswerte Seele, die dem allen etwas Eigenes entgegenhalten könnte), erfand ich mein eigenes seelenloses Monster, den Golem Gretel, und war erleichtert. Ich würde in meinem Roman zwar zwei Figuren beschreiben, deren Herkunft der meiner realen Eltern ähnlich wäre, aber diese beiden würden einander nur ein einziges Mal treffen. Danach würden sie Leben führen, die mit denen meiner Eltern nicht das Geringste zu tun hätten. Der Blitz würde mich nicht treffen, wie sollte er mich finden?

*Ein paar Jahre nach dem Krieg zeugten in Wien ein Mann und eine Frau einen Golem. Unklar bleibt, wie das möglich war. Es gibt genaue Regeln, wie ein Golem zu erschaffen sei, er muss aus Lehm geformt werden, danach muss sein Schöpfer ihn zwölf Mal umkreisen und dabei bestimmte Texte rezitieren. Schließlich wird er zum Leben erweckt, indem ihm ein Zettel mit den heiligen drei Zeichen unter die Zunge geschoben wird. All das kann bei der Erzeugung des Golems, um den es hier geht, nicht oder höchstens in rudimentärer Form stattgefunden haben. Der Mann hatte sich mit der fraglichen Frau in der Nacht, in der der Golem entstand, auf der Rückbank eines Autos befunden, eines kleinen grünen Simca. Auch falls die beiden dort nicht das Naheliegende taten, ist es doch ganz unmöglich innerhalb eines Autos zum Beispiel um irgendetwas herumzugehen. Und wo wäre der Lehm hergekommen? Unklar ist auch, ob es mit Absicht geschah oder quasi ein Unfall war. Wahrscheinlich ist, dass die Frau von nichts gewusst hat und an ein gewöhnliches Liebesabenteuer glaubte (sie war mit einem anderen verheiratet). Aber der Mann? Zwar hatte er viele, auch über das Persönliche hinausreichende Gründe, sich einen rächenden Golem zu wünschen, aber er war weder gläubig noch abergläubisch, so viel steht fest. Er hatte sich zwar als junger Mensch in die Erforschung der menschlichen Seele vertiefen wollen und damit gewisser Maßen in die Metaphysik, aber nach dem Krieg hatte er dem allen abgeschworen, hielt sich nun für rational bis in die Knochen, im Übrigen auch für unkränkbar und einzigartig. Nur in Randgebieten erlaubte er sich noch das gedankliche Herumspielen mit der Hypothese dunkler unbewusster Kräfte, die in das Leben eingreifen. So verurteilte er praktisch den gesamten Freud inzwischen als Blödsinn. Nur das kurze Buch “Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten” ließ er gelten. Was aber die großen Dinge betraf, Leben und Tod, und insbesondere Angst und Hass, da wollte er von den windigen Hypothesen der ganzen Seelensucherbranche nichts mehr wissen. Vielleicht tauchte aber all das, wofür er sich als Jugendlicher so glühend interessiert hatte, und von dem Freud sicher sagen würde, dass es lediglich verdrängt war, auf der Hinterbank des Simca machtvoll wieder auf und erschuf den Golem- möglicher Weise ohne den Umweg über das Bewusstsein des Mannes zu nehmen. Vielleicht beschloss er ja auch, der Golem sei eine Art Witz, als solcher harmlos, so dass er sich erlauben konnte, ihn mit nach Hause zu nehmen. Denn dass er das tat, das ist wiederum gewiss.*

11.März: Entsetzliches Erdbeben in Japan., Tsunami, 17.000 Tote. Super GAU im Atomkraftwerk Fukushima

Eine Naturkatastrophe. Odile und ich sahen die Bilder im Fernsehen. Schrecken und Mitleid. Wenn man nicht an Gott glaubte, wohin sollte man dann seine Empörung richten, dass so etwas möglich war? Beim Erdbeben in Lissabon vor 250 Jahren gab es eine wütende Auflehnung gegen Gott, das war der Start in die Aufklärung. Nun sind solche Katastrophen nur noch eine entsetzliche Manifestation der Sinnlosigkeit.

In den darauf folgenden Tagen erreichten mich von überall her besorgte Mails: Wie ich mich denn fühlen würde, so nahe an Brokdorf, ob ich Angst hätte? Zuerst wunderte ich mich. Brokdorf war doch um keinen Deut unsicherer als vor dem Unglück in Japan. Es gab hier keine derartigen Naturkatastrophen zu befürchten, weder war Schleswig Holstein ein Erdbebengebiet, noch könnte es auf der Elbe einen Tsunami geben. Dann bemerkte ich, dass das Entsetzen über die vielen Toten ganz schnell in Empörung gegen Atomkraft und die, die sie betrieben, umschlug. Im Internet wurde der GAU in den Reaktoren in Fukushima mit einer Art Gier nach noch schlimmeren Katastrophen kommentiert. Nachrichten, die vorsichtige Entwarnung signalisierten, wurden höhnisch als offensichtliche Lügen bezeichnet. Niemand schien mehr von der Sinnlosigkeit des Erdbebens erschüttert. Das war kein zweites Lissabon. Diesmal waren die Toten nicht sinnlos gestorben, schon nach wenigen Tagen galten sie mehr oder weniger als Opfer der Atomindustrie. Eine grausame, aber gerechte Gottheit, „die Natur“, hatte sie vernichtet um die Menschheit zu bestrafen, weil sie dem Teufel Atomkraft huldigte.[[10]](#footnote-11) Man war nicht hilflos, nicht ausgeliefert, das Böse konnte bekämpft werden. Wenn ich mich weigern sollte in diesen Chor einzustimmen, dann wäre ich kalt, wäre ich für sie vielleicht sogar Teil des Bösen, hätte keine Ehrfurcht vor den Toten -denn wie könnten sie gerächt werden, wenn nur der Zufall sie getötet hätte? Und war nicht Rache die einzig würdige Art, die Toten zu begraben? (*Ja! hätte der Golem gebrüllt, natürlich, Rache!*) Wenn ich zugegeben hätte, dass ich mich weniger vor Brokdorf fürchtete als vor der Öde der Landschaft und dass mir der Anblick von Brokdorf sogar ein täglicher Trost war, seine weiße Kuppel und sein weithin sichtbares Minarett, ich glaube, man hätte mich aus der Facebook-gemeinde verstoßen. Ich schrieb also lieber nichts davon. Als heimliche Geste des Widerstands grüßte ich einen Vater mit seinem Sohn, die am Kühlwasserkanal neben dem AKW angelten mit einem freundlichen „Petri Heil“.

Mir macht jede kollektive Aufwallung von Irrationalität Angst (ich nehme an, das ist das jüdische Erbe, Gott habe ich keinen geerbt, noch nicht einmal irgendwelche pittoresken Riten und Gebräuche, nur diese Ängste). Aber mit purer Vernunft, ganz ohne Hingabe ans brodelnde, raunende Irrationale, kann man keinen Roman schreiben, nicht einmal Musil hat das geschafft. Vielleicht hatten sie alle Recht. Vielleicht war meine fehlende Bereitschaft Brokdorf zu dämonisieren dasselbe, wie mein Unvermögen in der Leere und Ödnis Geister zu sehen, Anrufungen zu hören, zu einer Oase des Grauens durchzubrechen. Vielleicht hatte ich keine Seele.

*Der Golem ging ganz normal zur Schule. Dass er keine Seele hatte, fiel dort niemandem auf. Der Krieg war noch nicht lange vorbei, praktisch alle Erwachsenen hatten grauenhafte Dinge getan, erlitten oder zumindest gesehen. Ihre Seelen waren verstört, verstümmelt, deformiert, waren geschrumpelt und hatten sich zurückgezogen wie nackte Pimmel in Eiseskälte. Um überhaupt miteinander weiterleben zu können, taten alle Menschen so, als sei nichts geschehen, dazu durften sie aber niemanden ihre Seelen sehen lassen, deren durchweg scheußlicher Zustand das Gegenteil bezeugt hätte. (Kinder, die in dieser Zeit geboren wurden, waren verwirrt. Sie hatten keine Ahnung, was los war, nur das diffuse Gefühl, dass irgendwas nicht stimmte - und lauerten auf Lücken in den gebügelten Oberflächen). Weil man also nirgends Seelen sah, fiel es niemandem auf, dass der Golem keine hatte.*

Odile hatte die letzte Fassung ihres Romans[[11]](#footnote-12) abgeschickt, ich glaube an einem Mittwoch. Sie kredenzte mir Champagner und Oliven und hatte ab da mehr Zeit für gesellschaftliche Aktivitäten, also für mich, mehr Gesellschaft gab es ja nicht. Seit ich sprechen gelernt hatte, hatte ich noch nie so lange Zeit so wenig geredet wie in den Wochen davor. Und nun fiel mir auf, dass mir ständig die einfachsten Worte fehlten, das war schon früher so gewesen, aber jetzt war es schlimmer. Odile half mir aus und ergänzte, was mir nicht einfiel: „dieses… dieses Dings“ sagte ich, und sie: „Drucker, Mörser, Geländer“. So erfanden wir das vielversprechende Projekt „Wewelsfleth- eine Demenznovelle“. Ich weiß nicht, wer von uns beiden diesen schönen Titel erfunden hat. Jedenfalls war Demenz im Feuilleton gerade ungeheuer beliebt, und zur Entspannung malten wir uns aus, dass wir uns an diese Mode anhängen würden. Ich würde das Rohmaterial liefern: meine sukzessive Verblödung, und Odile würde den Prozess beschreiben, liebevoll und heiter, wie bei Arno Geiger, oder vielleicht auch als atemlose Abrechnung, wie beim Sohn von Walter Jens.

Ich konnte mich stundenlang darüber aufregen, dass diese Söhne für ihre angebliche Sensibilität gelobt wurden, während ich mir nicht einmal den harmlosesten Text über meinen kerngesunden Vater erlauben durfte, ohne in die Räder einer kosmischen Ächtungsmaschine zu geraten. Dabei schien es mir offensichtlich, dass es nicht anständig war, was sie taten, auch wenn das Feuilleton seitenlang davon schwärmte, wie sehr sie sich bemüht hätten, die Würde ihrer verfallenden Väter mit den sich auflösenden Gehirnen zu wahren. Die Kritiker zitierten bezaubert die originellen Wortschöpfungen, die die Söhne von ihren Vätern kolportiert hatten. Nun gut, je gebildeter und sprachbegabter ein Mensch war, desto brillanter mochten seine Neologismen geraten, wenn sich im Kopf alles verflüssigte. Aber was war mit den Gefühlen, die dabei an die Oberfläche schwammen, mit den Erinnerungen und den Persönlichkeitsanteilen, die diese Väter nie gezeigt hatten? Ja, vielleicht war es rührend, von ihnen zu erfahren – und daraus zu schließen, wie viel doch in allen Menschen verborgen war. Aber die, die da dement wurden, hatten ein Leben lang abertausende Zellen und Schaltkreise dafür abgestellt, eben diese Erinnerungen und Gefühle geheim zu halten. Und nun, wo die Wächterzellen und -mechanismen zerstört waren, kamen die Söhne, zerrten das, was sich zeigte an die Öffentlichkeit- und wurden für ihren Mut bewundert. „Los“, sagte ich zu Odile, „wir schreiben diese Demenznovelle. So kommen wir zu Ruhm und Ehre.“

Ein paar Tage lang waren die Deiche leer, keine Schafe weit und breit. Ich verstand nicht, warum, das Wetter war schön. Dann, pünktlich zwei Wochen vor Ostern, eine Explosion: als ich am Morgen auf den Deich zukam, war er weiß gesprenkelt, er flimmerte, schäumte, brodelte. Hunderte, hunderte springende Lämmchen. So plötzlich! So viele! Es war überwältigend, riss einem am Herz und am Solar Plexus, nach all der Ödnis und Stille jetzt dieses Gewimmel, ein Ausbruch purer Lebenslust. Wie sie in die Luft schnalzten, Vorder- und Hinterbeine gestreckt, über die Waagrechte hinaus, die kleinen weißen Rücken zurückgebogen. Sie sprangen paarweise synchron hoch, hoch in die Luft, sinn- und ziellos, rasende Lebendigkeit, und jagten zu den Mutterschafen, knallten an die Euter, rupften an den Zitzen, schnell, schnell, neue Energie, und wieder hinauf in die Luft, in die Weite. Frage an die Spiegelneuronen: bin ich denn selber auch einmal so gewesen? Und, ja: verschwommene viszerale Erinnerungen an Überfluss, Tollkühnheit, Zuversicht, süße Zuversicht, Erinnerungen an grundlose Freude.

 Vom Eise befreit. Eis krachte auf der Stör, Eisschollen trieben hinunter zur Elbe, lösten sich auf im Strom. In der kleinen Unterführung unter der Bundesstraße stand das Wasser. Auf den Wänden des Tunnels erschien Graffiti, nichts Unanständiges, bunt. Hier küssen sich die Jugendlichen vielleicht, dachte ich, es wäre das einzig mögliche Versteck weit und breit gewesen. Aber ich sah niemals welche. Nur ein Liebespärchen gab es, das zur selben Zeit wie ich fast täglich die Runde über den Apfelbaumweg der Stör entlang zur Elbe ging, die beiden waren fünfzehn oder sechzehn, sie hielten sich an den Händen und schauten beim Gehen stur nach vorne. Wenn ich sie laufend überholte, horchte ich, ich wollte wissen, ob sie Hochdeutsch sprachen, als aufständische Wiedergänger der beiden jungen Pubanze, aber sie schwiegen. Niemals blieben sie stehen um einander anzusehen oder gar zu küssen. Ich hätte es sehen können, noch waren die Apfelbäume kahl, von der Stör bis hinauf nach Brokdorf ein offenes Feld, frei für alle Blicke, "Komm ins Offene, Freund“ – aber hier musste das Offene selbst das Gefängnis sein für die, die Heimlichkeiten hatten, ein Käfig aus dem kilometerweit gespannten Netz möglicher Blicke der Wohlanständigen, mit Zwischenraum aus erstickendem Nichts.

*Dem Golem fehlte nicht nur die Seele, er hatte auch kein Geschlecht. In den Anleitungen, wie man einen Golem erzeugt, steht nirgends etwas über Geschlechtsorgane. Wozu auch, Golems entstehen nicht durch Fortpflanzung.[[12]](#footnote-13) Weil damals das „nichts“ mit Weiblichkeit assoziiert wurde, und der Golem unten herum nichts hatte, klassifizierte man ihn als Mädchen. Der Mann, wusste natürlich, dass der Golem kein Mädchen war, und auch kein Junge, er hatte ihn ja entstehen sehen, außerdem war er von Beruf Arzt und kannte sich mit Körpern aus. Für die Schule verpasste er dem Golem den Namen Gretel, so hieß der Goldfisch seines Sohnes, der Mann wollte sich nicht extra einen neuen Namen ausdenken, er hatte das dumpfe Gefühl, dass mit dem Golem mehr als genug Neues in sein Leben gekommen war. Man weiß auch nicht, wo der Golem eigentlich wohnte. Der Mann lebte mit seiner Familie in einer nicht allzu großen Wohnung, in der der Golem sich nicht hätte verstecken können, besonders weil Moritz, der kleine Sohn des Mannes, ein sehr neugieriges Kind war, vor dem man nicht leicht etwas geheim halten konnte. Möglich ist, dass der Mann den Golem in einer kleinen Kammer in seiner Ordination unterbrachte. Diese Kammer war kaum mehr als ein Wandschrank mit Regalen, aber die Alkoven, in denen Menschen in früheren Jahrhunderten schliefen waren auch nicht größer und der Golem war in seinen ersten Jahren genügsam. Diese Kammer (in Wien nennt man so etwas ein Kabuff) war immer versperrt, weil die Tür zum Wartezimmer der Ordination ging und in ihr die Akten der Patienten verwahrt wurden. Falls der Golem wirklich in diesem Kabuff gewohnt haben sollte, dann ist es möglich, dass er/sie sich in den vielen einsamen Stunden, in denen er eingesperrt war, durch die Akten durchgearbeitet hat, Anfangs aus Langeweile, später auf der Suche nach etwas ganz Bestimmtem: der Golem suchte nach Bausteinen für eine Seele.*

 In den ersten Tagen hatten mich die Mutterschafe noch drohend angeblökt, wenn ich mich den Lämmern näherte, aber bald schien es ihnen egal zu sein. Die Kleinen stellten sich, immer zu zweit, mit gespreizten in den Schlamm gepflanzten Beinchen mitten auf dem Weg hin und riefen „Bäh“. Sie wollten mit mir kämpfen, ihre Kraft ausprobieren. Ich begann zurückzubähen und so standen wir einander gegenüber und brüllten „Bä! Bäh!“. Es sah so aus, als ob es ihnen Spaß machte. Wenn ich auf sie zuging, wichen sie erst im letzten Moment aus und als ich dann ruhig stehen blieb, kam einmal eines der Zwillingspärchen von hinten, stupste mich in die Wade und hüpfte schnell zurück in einen sicheren Abstand. Sie spielten! Ich hätte ganz leicht eines schnappen können. Und was? Es nach Hause tragen und braten? Ich dachte an Edlach, daran, wie stolz ich als Kind auf meine Grausamkeit gewesen war, wie ich das Gefühl gehabt hatte, sie mache mich zu einem besseren Menschen.[[13]](#footnote-14) Aber hier auf dem Deich war der Gedanke, eines der Lämmer zu schlachten, nur eine Attitüde, etwas, das ich zu jemandem sagen würde, um wie eine abgebrühten Person zu wirken, die sich nicht einmal dann von Sentimentalität überwältigen lässt, wenn sie in völliger, herzverblödender Einsamkeit auf einmal von süßen Lämmlein umringt wird. Aber zu wem wollte ich es sagen? Da war ja niemand. In Wirklichkeit hätte ich lieber eines der Lämmer auf den Arm genommen und gestreichelt, wie in einer Schäferidylle aus dem Rokoko. Ich hatte zwar gelernt, dass man kleine Tiere in freier Wildbahn nicht anfassen darf, weil sie sonst von ihren Müttern verstoßen werden, aber Schafe waren Nutztiere und an den Geruch der Menschen gewöhnt. Trotzdem traute ich mich nicht. Irgendwie wäre ich hilflos gewesen, allein mit einem winzigen Schaf in den Armen. Ich hätte nicht gewusst, wie ich weitermachen sollte. Es einfach wieder absetzen? Wozu es dann überhaupt hochheben? (Jetzt, wo ich es aufschreibe, weiß ich es: um sein Gewicht zu spüren, seine Wärme. Aber damals fielen mir die einfachsten Dinge nicht ein- Material für die Demenznovelle.) Mir fehlte der Mumm, ein Schaf hochzuheben (das Lamm Gottes) oder Matrosen zu besuchen. Ja, wenn der Matrose eines Nachts an unserer Tür geklingelt hätte, oder dieses Schaf einfach in meine Arme gesprungen wäre – aber es trollte sich, hinauf auf den Deich.

*Der Golem ging heimlich in die Kirche. Der Mann hatte ihn mit den anderen Kindern zum Religionsunterricht angemeldet, damit er nicht auffiel und dort lernte der Golem die nötigen Sätze für die erste Kommunion (an der er natürlich nicht würde teilnehmen können- er hatte ja keinen Taufschein, noch nicht einmal eine Geburtsurkunde. Der Mann plante, ihn für den entsprechenden Tag krank zu schreiben.) „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“ lernten die Kinder zu sagen, dann niederzuknien und die Zunge weit herauszustrecken. Ob das auch funktionieren könnte, wenn die Seele nicht krank sondern noch gar nicht vorhanden war, wusste der Golem nicht, aber er wollte es jedenfalls versuchen. „Seht das Lamm Gottes“ sagte der Priester und legte dem Golem die schafsweiße Hostie auf die Zunge (unter der sich der Zettel mit den drei heiligen Buchstaben verbarg). Der Golem schloss den Mund und wartete. Die Hostie saugte sich an der Wölbung seines Gaumens fest und blieb dort kleben. Er musste husten und würgen und nahm an, dass das Lamm entdeckt hatte, dass er auf andere, schlimmere Art unwürdig war als die anderen, die neben ihm vor dem Altar knieten. Dass die Weigerung sich schlucken zu lassen, bedeutete, dass das Lamm das eine Wort nicht sprechen würde. Draußen vor der Kirche fuhr sich der Golem mit dem Zeigefinger in den Mund und kratzte die Hostie vom Gaumen.*

**April**

Eines Morgens trug ein Teil der kleinen Lämmer bunte Gummiringe an den Schwänzen. Ich hatte schon seit Tagen fasziniert beobachtet, wie sie beim Trinken mit diesen Schwänzen wedelten, die lang und wollig waren wie bei Hunden. Sie dockten unten am Mutterschaf an, immer zu zweit, hängten sich, eins links eins rechts, an den Euter, begannen mit ganzer Körperkraft zu saugen und dabei ging das wilde Gewedel los. Eigentlich war es kein richtiges Wedeln, die Schwänze schlenkerten ungesteuert durch die Gegend. Ich musste daran denken, wie burlesk es aussieht, wenn Männer zum Spaß mit ihrem unerigierten Penis herumschlenkern, und als ich die Sache mit den Gummiringen recherchierte, stellte sich diese Assoziation als richtig heraus: in diesen Schafsschwänzen befand sich, genau wie in den Männerschwänzen, kein Muskel, sie waren ein unerwünschtes Züchtungsergebnis. Zusammen mit längerer Wolle (und mehr Pullovern pro Schaf) wurden diese überlangen Schwänze herausgemendelt, die nun ohne Muskel und Steuermöglichkeit herumhängen, so dass sie zu Kotschleudern werden, die weißen, hochnäsigen Schafe könnten sich hintenherum nicht selbst sauber halten, und deshalb müssen die Schwänze weg. Sie werden mit bunten Gummiringen abgebunden bis sie abfallen. Diejenigen Lämmchen, die keinen Gummiring am Schwanz trugen, die nicht Gezeichneten, waren die, die bald geschlachtet werden sollten. Das Fleisch von Milchlämmern, belehrte mich ein Freund, der Restaurantkritiken schreibt, ist besonders hell und zart, weil sie noch kein Gras gefressen sondern nur Muttermilch getrunken haben, eine Delikatesse.

Drei Freundinnen aus Berlin kamen zu Besuch. Ich zeigte ihnen die wuselnden Lämmer, demonstrierte, wie ich mit ihnen minutenlang hin- und her-bähen konnte und zeigte meinen täglichen Spazierweg. L. sagte, sie würde eine solche Leere sicher bald mit eigenen Phantasien füllen uns ich fühlte mich kritisiert, weil mir stattdessen die Phantasie austrocknete. Dann fuhren wir hinauf zum Meer, ins Nordseebad Friedrichskoog, ein Ausflug, den ich mir für den Besuch aufgehoben hatte. Auch hier endete der Blick an den allgegenwärtigen Deichen, aber dahinter musste es sein, ich stürme die steile Treppe hinauf, beim Rennen wurde mir bewusst, was für eine enorme Sehnsucht ich nach dem Meer hatte *(Lass Wind und Himmel fahren, nur- schenk mir um Sankt Marie DIE SEE*). Atemlos kam ich oben an und schaute. Und schaute. Kein Meer. Nur brauner Schlamm, endlos, soweit das Auge reichte: das Watt. Von der Landkarte wusste ich, dass das bereits das angebliche Meer war, auf der Karte war vor der Küste alles blau, bis nach England hinüber. Aber in der widerlichen Wirklichkeit war nichts Blaues zu sehen, das hier war zwar Meer aber eben Wattenmeer, irgendwo in der Ferne musste wohl Wasser sein, aber zu weit weg für das Auge, braun war alles, braun und flach. Ich hätte heulen können vor Enttäuschung, aber ich schämte mich vor meinem Besuch. Zwar darf man Tränen in den Augen haben, wenn man das Meer nach langer Zeit sieht (Thálatta! Thálatta! [[14]](#footnote-15)), aber in Tränen ausbrechen, weil man es *nicht* sieht, obwohl es einem von einer Landkarte versprochen worden ist, ist ein unangemessenes Verhalten für einen gesunden Erwachsenen.

Nachdem die Besucherinnen abgereist waren, wurde ich womöglich noch missmutiger. Mein täglicher Weg schien mir noch einsamer, jetzt wo ich ihn einmal in Begleitung gegangen war. Und ich hatte das Gefühl kontrolliert und beim Schwarzfahren erwischt worden zu sein. L. hätte die Leere also mit Geschöpfen aus ihrer Phantasie gefüllt, wäre sie an meiner Stelle gewesen. (Bald ist sie es! Sie tritt ebenfalls ein Stipendium in einem abgelegenen Dorf an, ich bin schon neugierig wie es ihr ergehen wird). Zwar hatte A. zu meiner Erleichterung gesagt, sie würde es in so einer Gegend keine zwei Tage aushalten, aber A. ist bildende Künstlerin, sie braucht Anregung fürs Auge, während ich als Autorin doch froh sein müsste, wenn die Welt um mich in ihrer Leere sich als Außenmagazin für meine inneren Räume anböte. War mein Hirn nur noch ein grauer, verhärmter Knödel? Meine Phantasie eine vertrocknete Zwetschke, beleidigt, weil hier nichts so war wie in meinem geheimnisvollen Kinderedlach? Die sich Kinderkühe wünschte und Kinderbauern und ein Kindermeer- wie die Dementen im Altersheim ihr Plastikspielzeug? Dann fand ich eines Tages eine Stelle in einem Brief von Thomas Mann, die mich so begeisterte, dass ich die Treppe hinunter polterte und ohne anzuklopfen in Odiles Zimmer stürzte um sie ihr vorzulesen. Er schrieb aus Ungarn, von der Gegend rund um den Plattensee, die sich in Flachheit und Ödnis wohl mit der Landschaft um Wewelsfleth messen kann, und er kommentierte die hymnischen Beschreibungen seiner Landsleute folgendermaßen: „Sie verehren „das Nichts“ der ungarischen Tiefebene. Nun ja, die Aufregung, der Duft und der Gestank der trostlosen Langeweile hat den deutschen Geiststets in Erregung versetzt.“ Ha! Unterstützung von höchster Stelle! Wenn Thomas Mann sich nicht verpflichtet fühlte, angesichts einer flachen und öden Landschaft Tiefes zu fühlen, dann musste ich es auch nicht.

Eine Weile schimpfte ich jetzt laut und mit dem Gefühl völliger Berechtigung, wenn ich gegen den Wind in Richtung Brokdorf lief, die Füße setzte ich inzwischen so geschickt in die Schafsscheiße, dass ich kaum noch rutschte. Aber dann hörte ich mir zu, und dieses österreichische Geschimpfe gefiel mir auch wiederum nicht. Sicher, es kam flüssig aus mir heraus, quasi druckreif, wenn ich gewollt hätte, hätte ich Seite um Seite damit füllen können. Aber wollte ich so sein? Ein typischer Österreicher, dessen einziges ästhetisches Ziel a schöne Leich ist? Ein Thomas Bernhard Klon unter vielen? Würde ich bald in jedem Satz drei bis viermal „naturgemäß“ scheiben? Zu Kabarettistin verkommen? Mit diesem ewigen Schimpfen bürstet man sich ja das Material der Verzweiflung von den Schultern wie Schuppen. Und wo bleibt dann der Schrecken? Die Oase des Grauens?

*Der erste Streit zwischen dem Mann und seinem Golem war fürchterlich. Der Mann hatte während der Ordinationszeiten eine zusätzliche Akte benötigt (was sonst nie der Fall war, normaler Weise holte er alle Akten, die er für den Tag brauchen würde, aus dem Kabuff, bevor der erste Patient kam. Er wollte nicht riskieren, die Tür zu öffnen, wenn das Wartezimmer besetzt war, denn der Golem war inzwischen so groß, dass er nicht mehr zurücktreten konnte, er füllte die Kammer beinahe gänzlich aus. Aber an diesem Tag hatte es sich ergeben, dass ein neuer Patient sich als Bruder einer Frau herausstellte, die schon lange in Behandlung war, und deren Akte nun mitten am Nachmittag benötigt wurde.) Der Mann stocherte absichtlich ungeschickt mit dem Schlüssel im Schloss herum, um dem Golem Gelegenheit zu geben, sich in ein Eck zu quetschen. Dabei hörte er merkwürdiges Rascheln und Schnaufen aus dem Inneren der Kammer. Als er aufsperrte, fand er ein Chaos vor. Aus sämtlichen Akten waren die Blätter herausgerissen, der Golem war zwischen Papierberge geklemmt, und durch seinen vergeblichen Versuch dieses Desaster in Sekundenschnelle aufzuräumen, waren mehrere Blätter zerrissen oder zerknüllt worden. Am Abend, nachdem der letzte Patient gegangen war, zerrte der Mann den Golem hinter die gepolsterten Türen des Behandlungszimmers.*

*„Was soll das?“, schrie der Mann.*

*„Ich suche nach Stellen über die Seelen“ rechtfertigte sich der Golem. „Ich will wissen, was das ist: eine Seele“*

*„Sowas wie eine Selle gibt es überhaupt nicht“, schnauzte ihn der Mann an.*

*„Doch“ brüllte der Golem. „Nein!“ der Mann Es war ein Hin- und her Geschreie. Die Stimme des Golems war laut aber flach, eben seelenlos. Die des Mannes war sonor und die Wut verlieh ihr ein schönes Vibrato.*

*„Du bist Seelenarzt“ schrie der Golem*

*„Nervenarzt!“ der Mann. „Es gibt keine Seelen. Nur Nerven. Und Nerven hast du!“*

*(In Wirklichkeit hatte der Mann keine Ahnung, wie der Golem innen konstruiert war. Wenn der Golem heftig gegen etwas stieß, dann blutet er nicht, sondern es bildete sich eine tiefe Delle in seiner Oberfläche, die er mit reibenden und drückenden Bewegungen selbst wieder glättete. Er gab niemals Laute von sich, die nach Schmerz klangen. Möglicher Weise gab es also weder Nerven noch Blutgefäße in seinem Inneren. Es widerstrebte dem Mann, darüber nachzudenken, ihm wurde von solchen Überlegungen regelrecht übel und er musste ein Alka Seltzer nehmen). „Nerven kann man zu Seelen verknüpfen“, behauptete der Golem, „das ist wie bei der Strickliese, unten kommt der Seelenzopf heraus.“*

*Wo hast du diesen Blödsinn her?“*

*„Dann sag mir wie man eine Seele richtig macht!“*

 *„Es! Gibt! Keine! Seele! Seele ist eine Erfindung von Idioten- und von Mördern!“ „Das sagst du nur, weil du mir keine gönnst! Weil ich dann tun könnte was ich will!*

*So muss ich tun, was du willst. Aber was ist das? Was? Was soll ich tun?“*

*Da bemerkte der Mann, dass er es nicht wusste. Er hatte diesen riesigen Golem in seiner Abstellkammer sitzen und keine Ahnung, wofür er ihn ursprünglich erschaffen hatte.*

Osterfeuer. Vergeblich hatte ich versucht, Odile dazu zu bringen, mich zu begleiten. Eiseskälte. Weil ich niemanden kannte, stand ich am Rand, weit weg vom Feuer. Diesmal keine Erinnerungen an Edlach, da war ich immer nur im Sommer gewesen, nie zu Ostern. In Wien gab es keine Osterfeuer, aber später hatte ich einen Freund, der vom Land kam, aus dem steirischen Feldbach, der nahm mich mit zum Osterfeuer. Freilich war er da schon ein bisschen alt für Übergansriten, mit seinen 23 Jahren ein Veteran, aber die Jüngeren verehrten ihn, weil er es „nach Wien hinauf“ geschafft hatte. Sie drückten ihm die Gitarre in die Hand und er sang, das über das Feuer Springen überließ er den Anderen, denn damit kriegte man ein Mädchen, und er hatte ja schon mich, eine echte Wienerin. Funkengestöber, like a bird on the wire, Schnaps aus Plastikflaschen. Schön war das. Hier in Wewelsfleth zogen die Buben die Laschen von ihren Bierdosen, schielten zu den Mädchen hinüber, die zusammengeklumpt auf der anderen Seite des Feuers standen, keiner von ihnen hatte eine Gitarre dabei, keiner sprang übers Feuer. Los! dachte ich, action! Ich wollte den Paarungsritualen zusehen, den jungen Leuten ein verschwörerisches Lächeln schenken, ihnen signalisieren: wir Schriftsteller stehen immer auf Seite von Sex und innerem Aufruhrs. Aber es war nur sehr kalt und nach einer Weile gingen die Mädchen einfach nach Hause.

Nach Ostern waren die Lämmer ohne Gummiring am Schwanz verschwunden, nur wenige kleine Schafe waren übriggeblieben. Bald darauf tauchten die großen Schafe eins nach dem anderen nackt und geschoren auf. Auf den Bäuchen trugen sie mit blauer Tinte aufgestempelte Nummern. Nackt sahen sie ganz anders aus, als hätte der Verlust der Wolle ihr Wesen verändert. Sie wirkten nachdenklicher und intelligenter, weniger durchschaubar. Das Gras wuchs und die Schafe rupften es ab. Die Kleinen hüpften zwar noch, aber immer öfter bremsten sie mitten im Herumgespringe abrupt ab, blieben stehen, hoben den Kopf und starrten reglos in die Ferne genau wie ihre Mütter es taten. Ihre Jugend ging zu Ende. Es war traurig zu sehen, wie das Hüpfen sie verließ, aus ihnen herausrann, binnen weniger Tage verschwand und von ihnen wahrscheinlich völlig vergessen wurde.

Im Traum bin ich auf einer Insel und ich weiß, dass ein schreckliches Feuer ausgebrochen ist, das alles Leben auf der Insel vernichten wird. Ich packe meinen Freund an der Hand und ziehe ihn mit mir fort. Wir haben uns zwar getrennt, aber das spielt jetzt, wo es um Leben und Tod geht, keine Rolle mehr. Ich weiß, wie wir uns retten können. Wir müssen aufs Meer hinaus, bevor das Feuer uns auffrisst und ich kenne eine versteckte Bootsstelle, die mir die Matrosen gezeigt haben. Wir laufen durch Gestrüpp und Geröllhalden hinunter zum Fluss und es sind wirklich noch Boote da. Das wundert mich. Wo sind die Matrosen? Haben sie sich nicht als Erste gerettet? Wir springen in ein Boot, und mein Freund rudert mit aller Kraft. Er sieht völlig anders aus als der, mit dem ich früher zusammen war, das Gesicht ist das des jungen Marlon Brando, darüber hat er eine Glatze und nur noch einen dünnen Kranz grauer Haare, trotzdem weiß ich, dass er es ist. Nach einer rasenden Fahrt verbreitert sich der Fluss immer mehr und dann ist es da, das Meer. Wir haben es geschafft. Er will erschöpft aufhören zu rudern, aber ich treibe ihn an weiterzumachen, wir müssen weiter hinaus, weg vom Ufer, das Feuer ist ungeheuer stark, es kann noch hunderte Meter vor der Küste tödlich sein, weil es den Sauerstoff aus der Luft herausfrisst. Plötzlich steht mitten im Wasser eine Wand. Wir rudern um sie herum, und dahinter erscheint zu meinem Entsetzen ein Ufer. Es ist ganz nah. Wir sind überhaupt nicht auf offenem Meer, wir sind auf einem See. Einem kleinen See, der nie und nimmer groß genug ist um uns vor dem Feuer zu schützen. Ich begreife: die Wand, auf die wir gestoßen sind, ist ein riesiger Spiegel, der mitten im Wasser steht, er ist leicht nach oben gekippt, so dass man den Himmel in ihm sieht und aus der Ferne glaubt, man schaue auf den Horizont des Meeres. Was für eine Ironie, denke ich. Jahrelang haben sie im Theater an der Hinterseite der Bühne einen großen Spiegel aufgestellt und ihn leicht nach vorne gekippt, damit das Publikum sich selber sehen kann. Das hieß: Du! Ja, du bist gemeint! Du bist der Bürger, dessen niedere Motive das Stück, das hier gerade läuft, entlarvt. Und jetzt, in dem einen Jahr, in dem ich nicht mehr am Theater bin, haben sie alles geändert und haben den Spiegel in die andere Richtung gekippt. Jetzt ist also nicht mehr Entlarven angesagt sondern wieder Illusion. Der Spiegel tut so, als sei da offenes Meer, wo nur ein mickriger See ist. Die Matrosen haben das natürlich gewusst, deshalb sind sie nicht auf Booten geflüchtet. I. inspiziert den Spiegel und will mir ganz aufgeregt etwas erklären. Er hat entdeckt, dass das Silber, das wie bei allen Spiegeln die Hinterseite bildet, aus lauter zusammengeschmolzenen Münzen besteht. Da ist das Geld, ruft er, das Geld, das verschwunden ist! Es gibt also deshalb kein Geld mehr, weil sie es verwendet haben, um diesen Spiegel zu bauen. Obwohl auch ich bis zu diesem Moment nichts davon gewusst habe, kommt es mir doch unendlich banal vor. Natürlich ist es so. Während I. außer sich ist über diese Erkenntnis, drückt mich das Gewöhnliche, Selbstverständliche an der Sache zu Boden. Plötzlich hat das Feuer, das immer noch nicht zu sehen ist, das ganze Wasser aus dem See aufgesaugt. Von einer Sekunde zur anderen steht unser Boot auf braunem Schlamm, der in großer Geschwindigkeit austrocknet. Das Feuer wird in kürzester Zeit hier sein und uns alle vernichten. All die Leute in den Booten rund um uns begreifen das, genau wie wir. Sie legen sich auf den Boden und halten sich aneinander fest. Eltern nehmen ihre Kinder in den Arm, Paare klammern sich aneinander. Auch I. und ich legen uns in den Sand und umarmen uns. Aber er tut es halbherzig. Es ist nicht genug. Nicht einmal jetzt kannst du es?, sage ich verzweifelt, wir sterben doch! – Ich weiß, antwortet er unglücklich, und drückt mich fester an sich. Aber es ist nicht genug. Das ist nicht genug!, schreie ich ihn an, Es ist nicht genug! Er hat nicht einmal eine Erektion, obwohl er sich mit dem ganzen Körper an mich presst. Das ist nicht genug. Ich rapple mich auf und lasse ihn im Sand liegen. Und dann sehe ich das Feuer. Es wälzt sich auf die Küste zu. Und dort erhebt es sich wie ein riesiges Tier, das auf dem Bauch gekrochen ist und sich nur auf die Hinterbeine aufrichtet. Es ist gigantisch, eine unfassbare, lodernde Wand, hoch wie die Silhouette einer Großstadt in einem Science-Fiction-Film, die direkt auf mich zukommt, ein ungeheures, schwirrendes, seliges, phantastisches Entsetzen. Ich laufe zu der Stelle, wo ich I. verlassen habe, er muss das sehen, vergessen die laue Umarmung, ich muss es ihm zeigen. Das ist es!, rufe ich, das Grauen! Aber I. ist nicht mehr da, er ist in der Masse der Menschen verschwunden, die alle in einem langen Zug von dem Feuer weggehen ohne sich umzusehen, wie eine geschlagenen Armee. Aber das hat keinen Sinn, es wird sie so oder so erreichen, und ich muss es ihnen unbedingt zeigen. Ich laufe von Einem zum Anderen und deute mit den Händen, dass sie sich umdrehen sollen. Schaut euch das an!, schreie ich, ich versuche das Dröhnen des herannahenden Feuers zu übertönen, aber sie ignorieren mich und sehen mir nicht ins Gesicht. Auf einmal begreife ich, dass sie alle denken, dass ich Lots Frau bin, und dass ich gleich zur Salzsäule erstarren werde. Deshalb wenden sie sich nicht um! Aber ich will ihnen unbedingt zeigen, was ich sehe. Um zu beweisen, dass ich nicht Lots Frau bin, rufe ich: Ich bin doch gar nicht starr!! Ich springe auf und ab und grimassiere wild. Schaut her! schreie ich und halte ihnen mein Arm vor die Nase, fordere sie auf, ihn zu berühren: Da! Das ist Fleisch, nicht Salz! Ich hüpfe wie ein Idiot und schreie immer weiter: Ich bin nicht starr! Ich bin nicht starr!

Wenige Tage vor unserer Abreise wurden wir von drei Damen entdeckt, die eine Art literarischen Zirkel bildeten. Eine von ihnen hatte eine Bewegung hinter einem Fenster im Dachgeschoss beobachtet (bestimmt der unermüdlich auf und abgehende C.) und vermutet, dass das Döblinhaus nach der Winterpause nun wieder bewohnt sein müsse. Sie war bass erstaunt, dass wir, von ihnen unbemerkt, schon fast drei Monate hier waren, und lud Odile und mich gleich für den nächsten Tag ins schräg gegenüber liegende Weinkontor- auch eine der Türen, an denen ich vergeblich gerüttelt hatte: geöffnet von Mai bis Oktober. Aber nun wurden wir eingelassen, special guests, und erhielten die ersten (und letzten) Einblicke in das kulturelle Leben von Wewelsfleth. Eine der drei hatte einen kleinen Verlag, in dem sie historische Bücher aus der Region herausbrachte, die zweite hatte gerade ihren ersten Krimi veröffentlicht [[15]](#footnote-16), die dritte war die Besitzerin des Weinkontors, in dem – natürlich im Sommer- diverse Lesungen stattfanden. Diese dritte war mir besonders sympathisch, sie sah einer Schauspielerin ähnlich, deren Name mir nicht einfiel (Demenznovelle!), die immer die beste Freundin der Heldin spielte, wahrscheinlich weil sie von allem zu viel hatte um die Heldin selbst zu sein, zu viel Augen und Mund, zu viel Nasen- und Hüftschwung, zuviel Mimik. Die drei verabreichten uns auf leeren Magen diverse Weinproben. Da wir so kurz vor der Abreise standen, interessierten sie sich weniger für uns, als dafür, was sie mit dem nächsten Dreiertrupp am besten anstellen sollten, dessen Ankunft ja schon unmittelbar bevorstand. Wenn ich es richtig verstand, bestand eine gewisse Konkurrenz zwischen ihnen und dem Döblinhaus, dem Ableger der mächtigen Berliner Akademie der Künste, das ihnen wie eine uneinnehmbare Hochburg der ernsthaften Literatur erschien (sie hatten da ein ähnliche Mischung aus Hochachtung und ärgerlichem Misstrauen, wie ich sie Lyrikern gegenüber hege). Umso lieber wollten sie die Einwohner dieses Hauses zu sich hinüberlocken. Wie wir erfuhren, hatte sich die verstorbene Frau von Peter Dietrich immer um die Stipendiaten gekümmert, so dass die in früheren Zeiten wie Trabanten um die Sonne des Dietrich’schen Hauses gekreist waren (zu dem die Damen keinen Zutritt hatten). Nach dem Tod von Frau Dietrich hatte die Akademie der Künste die ehrenamtliche Betreuung vor Ort an zwei neue Personen vergeben (offenbar nach undurchsichtigen Kriterien). Eine von diesen beiden war krank, die andere hatte Odile einmal, ich gar nicht zu Gesicht bekommen. Das erklärte sich daraus, dass sie hauptsächlich für die Organisation der Lesungen im Döblinhaus sorgen sollten, ohnehin keine Aufgabe für uns „Winterstipendiaten“. Die Damen waren ganz aufgeregt ob der verpassten Chance: wenn sie das nur gewusst hätten, dann hätten wir im Weinkontor lesen können! Nun war es zu spät. „Wir erfahren ja nicht, was da drüben vor sich geht“, sagte die Verlegerin aufgebracht, wir hatten alle auf nüchternen Magen nun schon einiges getrunken. Die nette Kontorchefin mit dem großzügigen, breiten Lachen schmierte uns Butterbrote. „Dabei gibt es doch all diese Berichte“, sagte ich, „ jeder Stipendiat soll am Ende seines Aufenthalts einen schreiben.“

 „Davon haben wir gehört. Freilich, die würden wir schon auch gerne lesen!“, sagte die Verlegerin, das „schon auch“ gefärbt von Ärger und Resignation, „aber wir hier kriegen sie ja nicht zu sehen. Wir sind ja nur gewöhnliche Einwohner. Und wenn man dann zufällig doch einmal etwas liest von diesen Schriftstellern, worüber schreiben sie dann? Deiche und Schafe! Als ob es hier nichts Anderes gäbe. Das sind doch Klischees!“

Ich dachte an die Datei „ Bericht an die Akademie“ in meinem Computer. Sie enthielt den kleinen Artikel „Deich/Stöpe/Totenstöpe“ und mehrere Beobachtungen über die Schafe. Durch den Nebel der ausprobierten Weine sah ich vor mir, was sie sich vermutlich vorstellte: eine geschlossene Gesellschaft von Dichtern und Schriftstellern, alle berühmt und verehrt, umworben von Agenten und Verlagen, die nächtelang zusammensaßen und über ihre Werke sprachen, einander bei Wein und anderen, wilderen Rauschmitteln ihre neuesten Texte vorlasen, bis zur Erschöpfung stritten und diskutierten, plötzlich einen genialen Satz in ihr Notizbuch kritzelten, lachten und weinten und fiebrig umeinander kreisten, dort, im für sie unerreichbaren Mittelpunkt der Welt. Ich ahnte, was sie sich vorstellte, erstens weil es ein Klischee war, zweitens, weil es genau das war, wovon ich selber auch träumte. Es schien grotesk, dass sie meinte, gerade ich würde zu dieser wunderbaren, verschworenen Gemeinschaft gehören; gerade ich wäre einen von jenen Personen, die ihr, wenn sie nur gewollt hätte, Zugang verschaffen könnte zu einem Ort des Rausches und der gemeinsamen Arbeit, zu den inneren heiligen Räumen der Literatur. Und das dachte sie über mich, weil man mich nach Wewelsfleth geschickt und getestet hatte, wie lange ich es aushalten würde - mit nichts als Deichen und Schafen.

Die Abschiede waren schnell erledigt. Peter Dietrich, der vor kurzem zurückgekehrt war, lud uns noch einmal zu einem wunderbaren Essen ein und stellte uns seine Verlobte vor, eine charmante Politologin aus Australien, die er in seiner Jugend kennen gelernt hatte, lange vor seiner verstorbenen Frau.

C. reiste ab, während ich ein letztes Mal die Elbe entlanglief, so dass wir uns nicht einmal mehr die Hand geben mussten. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich ihn schon mehrere Wochen lang nicht mehr leibhaftig gesehen, er war für mich nur noch das Geräusch von Schritten über meinem Kopf.

 Von Odile brauchte ich mich nicht zu verabschieden, sie würde mit mir im Auto zurückfahren, das war eine große Veränderung, bei der Anreise war sie noch lieber mit dem Zug gefahren, weil sie meinen Fahrkünsten und meiner Gesellschaft misstraut hatte- jetzt nicht mehr. Wir gingen noch einmal ins „Ebbe und Flut“, aber der Matrose, von dem ich angenommen hatte, er säße da jeden Abend, war nicht da.

*Doch Lausche oh mein Herz, lausch dem Matrosenchor.*

Bevor ich den Tisch endgültig räumte, an dem GünterGrass den Butt geschrieben hatte, schaute ich noch einmal, was ich an diesem Tisch eigentlich zu Stande gebracht hatte. Ich sah mir den Ordner „Akademie- Bericht“ an, Deiche und Schafe, ich würde noch irgendeine Idee finden müssen, an der ich den Bericht aufhängen konnte. Und den Ordner „Roman“. Auf einmal schien es mir offensichtlich, dass die Figur des Golems Unsinn war. Wo sollte er hin, wenn er aus seinem Kabuff herauswuchs? Er passte ja schon jetzt kaum noch zwischen die Regalbretter. Würde noch irgendjemand an meine Geschichte glauben, wenn er begänne zu wüten und zu töten? Er war ein billiges Symbolmonster, feuchter Lehm. Erfindung innerhalb einer Erfindung, eine Vogelscheuche, an der ich alles aufgehängt hatte, wofür ich bei meinen „wirklichen“ Figuren zu feige war. Der Golem war eine Wewelsflether Kreatur, in Berlin würde ich von vorne beginnen. Ich verschob alles, was ich geschrieben hatte, in eine Datei mit dem Namen „Anfang alt“ .

**Mai**

In einer Nacht im Mai geht der Matrose die Dorfstraße hinunter. Er hat im „Ebbe und Flut“ ein Bier und einen Schnaps getrunken, aber es war niemand da, mit dem er sich hätte unterhalten können. Es ist die erste laue Nacht des Jahres und er hat noch keine Lust nach Hause zu gehen, unentschlossen schlendert er in Richtung Elbe. Er sieht, dass im obersten Stock des Döblinhauses noch Licht brennt. Der Matrose weiß nicht, dass die Frau aus Berlin, die so viele Seemannslieder gekannt hat und sich von ihm hat einladen lassen (ein viel vergnüglicherer Kneipenabend war das als der, den er gerade hinter sich hat), schon wieder abgereist ist. Er denkt an sie, und wie schade es ist, dass der Abend damals zu nichts geführt hat, was, wie ihm jetzt vorkommt, an ihm liegt, er wird alt und lässt die wenigen Gelegenheiten, die er noch hat, ungenutzt vorbeigehen. Er weiß, dass das Haus früher GünterGrass gehört hat. Der Matrose hat nichts von ihm gelesen, aber er hat den Film „Die Blechtrommel“ gesehen, und die Szene, in der sie einen verwesenden Pferdekopf benutzen um damit Aale zu angeln, hat ihn sehr beeindruckt. Aber jetzt, an diesem ersten richtigen Frühlingsabend, denkt er an eine andere Szene aus dem Film, die, in der das Kindermädchen sich Brausepulver in den Nabel streut und es den kleinen Jungen aufschlecken lässt und dann macht sie das noch einmal weiter unten. Der Matrose lacht in sich hinein. Dieser Grass war ein wilder Kerl, denkt er. Im Dorf erzählt man sich von Orgien, die sich damals in den Siebzigern in diesem Haus abgespielt haben sollen. Lauter Künstler und Revoluzzer sollen da dabei gewesen sein, Rauschgift und Gegröle und Nackte, die mitten in der Nacht in die Stör gesprungen sind, zum Baden. Der Matrose war damals noch nicht in Wewelsfleth, er ist da noch zur See gefahren, mit lauter Thailändern und Vietnamesen, mit denen es nur deshalb Ärger gegeben hat, weil sie so begriffsstutzig waren, von Orgien keine Spur. Der Matrose denkt, dass es aber vielleicht in dem Haus immer noch so zugeht wie zu den Zeiten von Grass. Immerhin wohnen da ja mehrere Künstler zusammen und der Matrose würde schon gerne einmal dabei sein, wenn die sich in den Nächten vergnügen. Mit Rauschgift hat er genug Erfahrung gemacht auf seinen Reisen, da könnten die Künstler vielleicht noch was von ihm lernen. Er denkt an die andere Frau, die an jenem Abend in der Kneipe auch dabei gewesen ist. Sie hat ihm fast noch besser gefallen als die mit den Seemannsliedern, diese andere hatte sehr kurze Haare, einen merkwürdigen französischen Namen, an den er sich jetzt nicht mehr erinnern kann und war die jüngere und stillere von den beiden. Aber nicht schüchtern. Eher streng. Der Matrose, der ein gutes Auge für sowas hat, vermutet, dass sie lesbisch sein könnte. Aber das stört ihn nicht im Geringsten. Im Gegenteil. Sie ist ihm nämlich nicht wie der männerfeindliche Typ vorgekommen, vielleicht, so denkt er, könnte er sich mit ihr über die Vorzüge der Frauen unterhalten, ein Gespräch unter Männern, sozusagen, aber mit einer Frau. Während er sich das vorstellt, wird ihm warm und er knöpft seine Jacke auf, die er ohnehin bald für den Sommer einmotten wird. Er überlegt, ob er klingeln soll. What will they do with a drunken sailor early in the morning? Aber dann müsste er wenigstens eine Flasche als Gastgeschenk dabei haben. Obwohl das vielleicht wiederum viel zu bürgerlich wäre, denkt er, eine Flasche und womöglich noch einen Blumenstrauß für die Hausfrau, nein das fänden die beiden Frauen, an die er sich aus der Kneipe erinnert, sicher spießig. Die waren locker drauf, und was immer sie hinter dieser Tür tun, es geht ihnen sicher nicht darum wer wann welche Flasche bezahlt. Wahrscheinlich gibt es zwei Arten von Künstlern, denkt der Matrose, die, die glauben, dass sie weiß der Teufel wie tiefsinnig sind und das auch der ganzen Welt demonstrieren wollen, und die anderen, die aus purer Abenteuerlust Künstler werden, aus demselben Grund, aus dem er Seemann geworden ist. Und diejenigen Künstler, die Brausepulver- grass in sein Haus einlädt, gehören bestimmt zur zweiten Sorte. Er weiß, dass außer den zwei Frauen, die er kennengelernt hat, auch noch ein Mann in dem Haus wohnt. Weil er ihn nie gesehen hat, stellt er ihn sich jetzt vor wie GünterGrass, mit Schnauzbart und Pfeife. Und er stellt sich vor, dass dieser Mann bei dem, was sich vielleicht zwischen ihm und den beiden Frauen abspielen könnte, nicht direkt mitmachen wird, sondern dass er zuschaut. Undeutlich denkt der Matrose, dass er in dieser Nacht von dem Mann, den er nicht kennt, und der in seiner Phantasie schon völlig mit GünterGrass verschmolzen ist, beobachtet werden wird, dass der Mann immer wieder anerkennend oder erstaunt die Luft scharf durch die Pfeife einziehen wird, ein Geräusch, dass sich der Matrose gut vorstellen kann, er denkt es sich ähnlich wie das, das der Wind gerade macht, der im Vorbeiwehen die Luft aus dem schmalen Spalt zwischen dem Döblinhaus und dem Supermarkt ansaugt. Später, denkt er, wird dieser neue GünterGrass vielleicht über ihn schreiben, über das, was er in der Nacht getan haben wird, die jetzt anfängt. Der Matrose fasst einen Entschluss, geht zur Tür des Döblinhauses und klingelt. Er atmet tief durch, fährt sich mit dem Finger durch die Haare und lächelt, zuversichtlich wie ein kleines Kind. Die Tür öffnet sich.

1. Odile moniert das „geheiratet“, ich müsse schreiben, sie habe „sich verpartnert“, weil die Lebenspartnerschaft für Gleichgeschlechtliche immer noch nicht ganz dasselbe ist wie die Ehe. Natürlich hat sie Recht, aber eine furchtbare Sprache ist das, zu der sie uns zwingen auf dem zähen Weg zur Gleichberechtigung. Und wie soll ich bitte schön den goldenen Ring nennen, den sie trägt? [↑](#footnote-ref-2)
2. Odile Kennel

„Was Ida sagt“

Dtv premium 2010 [↑](#footnote-ref-3)
3. Warum sind die Deichschafe so kompakt? Sie sehen aus wie Kommoden auf Hufen, fast erwartet man Dali’sche Schubladen in ihren quaderförmigen Bäuchen. Wikipedia: Sie werden extra so gezüchtet. Wären sie nur ein Winziges schlanker oder hochbeiniger, würde der Sturm auf dem Deich sie umwehen und man würde sie mit den Beinen in der Luft daliegen sehen wie Käfer. [↑](#footnote-ref-4)
4. „Das können die nicht von mir verlangen“ ist ein Scherz, den ich mit mir selber mache. Ich wohne seit 1990 in einer kleinen Wohnung in Berlin. Ein paar Jahre nach der Wende war die Wohnungsbaugenossenschaft Prenzlauer Berg pleite und musste die Häuser den Mietern zum Verkauf anbieten, zu einem weit geringeren als dem Marktwert. Dazu mussten wir Mieter eine GbR gründen und alle Anschaffungen gemeinsam besprechen. Jedesmal wenn wir versuchten uns auf eine konkrete Summe zu einigen, sprang Herr S., ein kleiner grauhaariger Herr aus dem zweiten Stock, auf und rief empört: „Das können die nicht von uns verlangen!“, worauf jemand zu ihm sagte: „Herr S., „die“ sind doch jetzt wir!“ Daraufhin blieb er jedes Mal eine lange Weile verwirrt stehen, bis er dann „ach so, ja“ murmelte und sich unzufrieden setzte. Nur um beim nächsten Vorschlag wieder aufzuspringen und mit ungebrochenem Kampfgeist zu rufen; „Das können die nicht von uns verlangen!“. Ich musste mir damals das Lachen verkneifen, aber später fiel er mir immer ein, wenn ich dachte: Das können die nicht von mir verlangen! - und in Wirklichkeit waren „die“ längst ich selber. [↑](#footnote-ref-5)
5. Merkwürdiger Weise ist das in der deutschen Fassung mit „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen“ übersetzt. Wo doch das entsprechende Sprichwort wäre: „Arbeit allein macht nicht glücklich“. Ich dachte, dass das deutsche Sprichwort vielleicht wegen des Reims ausgewählt wurde. Aber wie Nicholson monoton in die Tasten haut, ist eigentlich noch schrecklicher, wenn das, was er da schreibt *kein* Versmaß hat. [↑](#footnote-ref-6)
6. Arbeitstitel: „Pornname: Gretel Walfisch“ [↑](#footnote-ref-7)
7. das österreichische Staatsstipendium für Literatur [↑](#footnote-ref-8)
8. „Jüdische Weihnachten“, in „Schneegeflüster“, Hrsg: Uta Rupprecht, Diana Verlag 2010 [↑](#footnote-ref-9)
9. - Warum?

Ich bringe Schande über die Familie

Haben sie was Schändliches getan, das man nicht verraten darf?

Nein, sie waren Opfer. Das ist auch eine Schande, über die man nicht sprechen darf. Ich habe lange gebraucht um das zu verstehen. Die Hifts sind rumänische Juden. Sie haben den Holocaust überlebt.

War dein Vater im KZ?

Nein.

Aber es sind wahrscheinlich viele aus seiner Familie gestorben?

Nein. Soviel ich weiß kein einziger. 1941 gab es in Bukarest ein Pogrom - als Teil eines Militärputsches. Der Aufstand wurde nach drei Tagen vom – ebenfalls antisemitischen- Regime Antonescu mit Hilfe hitlerdeutscher Truppen niedergeschlagen. Die überlebenden Juden in Bukarest wurden vollständig enteignet und entrechtet aber bis 43 nicht in deutsche KZ‘s abtransportiert- andererseits auch nicht zum Militär eingezogen. Deshalb haben viele überlebt. Bei dem Pogrom war mein Vater 14 Jahre alt. Ich weiß nicht genau, was ihm passiert ist, was er gesehen hat. Der Vater meines Vaters war in einem rumänischen Lager interniert. Ein Großonkel war in Theresienstadt, ein anderer in Auschwitz. Alle haben überlebt.

Und darüber wurde dauernd gesprochen, als du ein Kind warst?

Nein, nie. Darüber durfte man nicht sprechen und darf es immer noch nicht. [↑](#footnote-ref-10)
10. Natürlich bin ich auch gegen die Nutzung von Atomenergie. Aus den allseits bekannten Gründen: Frage der Endlagerung nach wie vor unlösbar. AKW’s können Material für Atombomben liefern, könnten Ziel terroristischer Angriffe sein etc. etc. Aber anders als die Idee des Kommunismus (Oh Gott, lass du den Kommunismus siegen!), hat das meinem Leben niemals Sinn verliehen. [↑](#footnote-ref-11)
11. Odile Kennel

 „Was Ida sagt“

 Dtv premium., 2011 [↑](#footnote-ref-12)
12. *Wie man sehen kann, spricht nicht nur die unorthodoxe Entstehung des Golems für die Theorien von Freud, sondern auch die Kombination „kein Geschlecht- keine Seele“, die ja im Zentrum von Freuds Thesen steht: erst die Verwicklungen des Geschlechts erzeugen nach seiner Ansicht im Lauf der Zeit eine Seele, ergo: kein Geschlecht, keine Seele.* [↑](#footnote-ref-13)
13. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, dann ergibt es durchaus Sinn, dass wir als Kinder so erleichtert waren, wenn wir am Land zusehen konnten, wie die Hühner und Schweine geschlachtet wurden. Wir fürchteten uns, aber es fiel uns auch ein Stein vom Herzen, wenn wir das Töten sahen. Es war anders als in der Stadt, wo wir tagein tagaus über Leichenberge liefen, von denen wir nichts wissen durften, die zugedeckt waren mit diesem stumpfen, grauen Schweigen. [↑](#footnote-ref-14)
14. Auf unserer Maturareise in Griechenland zwang unser Griechischlehrer den Busfahrer zu halten, als in einer Kurve tief unten das Meer auftauchte. Er sprang aus dem Bus und brüllte ***Thálatta! Thálatta!*** , dabei stach er mit seinem Stock in den blauen griechischen Himmel (er hatte nur ein Bein und wenn er den Stock hochhob, schwankte er gefährlich). Dann forderte er uns auf, auszusteigen und es ihm nachzutun, ihm und dem heimkehrenden Heer der Griechen 400 v. Chr. Wir genierten uns vor dem Busfahrer, wagten aber auch nicht, unserem Lehrer zu widersprechen, weil er, wenn wir nicht folgten, den Stock nach uns zu werfen pflegte, wobei er selber jedes Mal fast stürzte, so dass man sich nicht wehren konnte, weil man sich um ihn kümmern musste. Also stiegen wir aus und riefen im Chor ***Thálatta! Thálatta!*** – und die meisten fingen dabei an zu weinen, sogar die Buben. [↑](#footnote-ref-15)
15. Heike Denzau,: Die Tote am Deich [↑](#footnote-ref-16)